

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 10. November 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. № 6.

Unser Graf.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11. VI. 70.

VII.

Der Graf kehrte am Abend nicht zurück. Statt seiner kam ein Briefchen, in dem er seiner Frau mittheilte, daß er in Angelegenheiten Vattermüdes zur Stadt müsse. Da er noch nicht bestimmen könne, wie lange er dort festgehalten werden würde, so möge der Kammerdiener nachkommen.

Der Brief konnte noch in der Nacht an seine Adresse gelangen, denn Frau Ina schlief noch nicht. Sie fieberte und war überhaupt sehr unwohl. Als am anderen Morgen der Arzt kam, machte er ein bedenkliches Gesicht. „Inachen,“ sagte er, „damit ist nicht zu spaßen. Na ja, wir wollen hoffen, daß es sich nur um einen vorübergehenden Anfall handelt; Sie müssen aber jedenfalls sehr vorsichtig sein — sehr. Liegt keine Erkältung vor? Haben Sie nicht auf einem Stein gesessen? Oder gar auf der feuchten Erde? Jemand so etwas muß dem Leiden zu Grunde liegen. Aber so seid Ihr junges Volk. Na ja, da heißt es immer: Ach was, das schadet nichts — schadet aber doch, und dann sagt man: Ich habe es mir an dem und dem Tage des Juni oder Juli oder was weiß ich geholt. Na ja — nur gleich hübsch im Bett bleiben und sich von Amalie pflegen lassen. Die süße Kleine — Donnerwetter, Inachen, ist das ein reizendes Dingchen Ihre Gouvernante! Bin Ihr eben begegnet — also sich von dem kleinen Fräulein was vorlesen lassen. Nichts Aufregendes — verstehen Sie — irgend eine Abhandlung über Aegypten aus der „Revue des deux mondes“ oder ein Feuilleton aus der „National-Zeitung“ oder eine recht breite englische Romanbettelstuppe — einerlei — muß nur recht langweilig sein. Meine, das kleine Perlelächchen wird es länger aushalten als Sie — sieht mir ganz darnach aus die kleine Person — hat Feuer — und Sie schlafen darüber ein. Na ja, Sie verlieren ohnehin nichts, Inachen. Draußen regnet es Bindfäden. Nachher kommt dann die Mama —“

Die Gräfin unterbrach ihn. „Wenn Sie mir nicht ver-

sprechen, weder Georg noch Mama zu alarmiren, so stehe ich sofort auf,“ sagte sie.

„Na ja, dann werde ich wohl schweigen müssen, bis morgen wenigstens. Wird übrigens nicht sobald gut werden, wie Sie meinen, Inachen. An den Grafen würde ich ohnehin nicht geschrieben haben. Dazu liegt absolut keine Veranlassung vor, Inachen, aber warum ich es der Mama nicht sagen soll, weiß ich nicht.“

„Bester Doktor, schweigen Sie heute noch. Ich möchte Mama nicht beunruhigen und dann — wenn ich Schmerzen habe, bin ich am liebsten ganz allein.“

„Na ja, aber Amalie bleibt doch bei Ihnen?“

„Das versteht sich von selbst. Sie ist im Nebenzimmer.“

Der Doktor öffnete die Thüre, und Amalie trat ein.

„Schöne Geschichte,“ sagte der Doktor, „da haben wir es. Können Sie nicht besser auf die gnädige Frau aufpassen, Amalie?“

„Was kann ich da aufpassen,“ erwiderte Amalie ganz ernsthaft. „So lange die gnädige Frau im Schlosse ist, werde ich schon aufpassen und hier hat sich die gnädige Frau auch nicht erkältet; aber wenn die gnädige Frau mit dem gnädigen Herrn ausreitet und sich gleichviel wo hinsetzt, dann kann ich nichts dabei thun. Die gnädige Frau ist ja wie ein großes Kind!“

Die Gräfin lächelte. „Komm hierher, Amalie,“ sagte sie, „wenn Du so weit von mir bist, sprichst Du dummes Zeug.“

„Na ja, Inachen, sie hat schon recht. Na, also ordentlich aufpassen, Amalie, na ja, das brauche ich übrigens nicht erst zu sagen. Also heute schweige ich noch. Adieu!“

„Gehen Sie hinaus,“ sagte der Doktor draußen zum Diener, „und bitten Sie Fräulein Heinersdorf in meinem Namen, sich für einen Augenblick herunter zu bemühen. Fräulein Heinersdorf,“ sagte er dann, als Alice erschienen war, „erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Dr. Berg aus Campbellshof — langjähriger Hausfreund. Die Gräfin hat sich stark erkältet

und wird wahrscheinlich mehrere Tage lang das Bett hüten müssen. Nun hat die Dame mich gebeten, ihrer Mutter nichts von ihrem Unwohlsein zu sagen, und der Graf ist nicht zu Hause. Na ja, da erlaube ich mir, an Sie die Bitte zu richten, die Gräfin zu zerstreuen. Lesen Sie ihr ein wenig vor — na ja, aber es darf nichts Interessantes sein, oder plaudern Sie ein wenig mit ihr — na ja — aber nicht zu lebhaft.“

Alice war sehr erschreckt. „Es ist doch nichts Ernstliches?“ fragte sie besorgt.

„Nein, nein,“ erwiderte der Doktor. „Es kann sehr wohl sein, daß wir es nur mit einem vorübergehenden Anfall zu thun haben. Jedenfalls ist für den Augenblick keine Gefahr.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich rufen ließen,“ sagte Alice. „Ich werde mich bemühen, so viel in meinen schwachen Kräften steht, die Frau Gräfin zu unterhalten.“

Der Doktor blickte lächelnd auf sie herab. „Entschuldigen Sie,“ sagte er, „aber ich bin ein alter Hausfreund. Na ja, wie gefällt es Ihnen in Rotenhof?“

Alice erröthete über und über. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Sehr gut!“

„Na, das freut mich. Donnerwetter, wem sollte es auch bei — bei — bei der Gräfin Poldekamp nicht gefallen? Na ja, den möchte ich sehen! Adieu, mein Fräulein!“

Der Doktor streckte seine Rechte hin, und Alice reichte ihm ihre Hand. Der Doktor war ein älterer Mann und ein glücklicher Familienwater — aber als er jetzt Alicens kleines weiches Händchen in der seinen fühlte, war ihm zu Muth wie einem Jüngling im gleichen Fall.

„Werkwürdig,“ dachte er, während er durch den Garten den Wirtschaftsgebäuden zuschritt und sich mit der Linken langsam über die innere Fläche der Rechten fuhr, „sieht ganz aus wie eine Polin. Da hat man solche läche psychische Frauenzimmerchen. Da lieber Gott! und das will eine Gouvernante sein!“

Alice hatte sich unterdessen zur Gräfin begeben. Als sie das Boudoir betrat, blieb sie unwillkürlich einen Augenblick stehen. Wie reizend war es hier, wie elegant und doch wie traulich. „Glückliche Frau,“ seufzte Alice und klopfte dann leise an die Thür des Schlafzimmers. Amalie öffnete und fuhr, als sie Alice gewahr wurde, zurück. Sie schloß die Thüre sofort wieder so weit, daß sie nur gerade ihren Kopf durch die Spalte bringen konnte und fragte leise: „Was wünschen Sie?“

Alice stieg das Blut zu Kopf. „Ich wünsche die Frau Gräfin zu sprechen,“ erwiderte sie.

Amalie zog sich zurück, schloß die Thüre und wendete sich zur Gräfin. „Sie wünscht Sie zu sprechen, gnädige Frau. Ich werde sie fort schicken.“

Die Gräfin nickte. „Sage ihr, ich ließe bedauern, sie nicht empfangen zu können, aber ich fühle mich leider zu unwohl.“

Amalie ging wieder hinaus, zog die Thüre so sorgfältig hinter sich zu, als ob Alice die Absicht gehabt hätte, bei der Gräfin einzubrechen und sagte rauh: „Nein!“

„Wie — nein?“ fragte Alice zornig. „Wie unterstehen Sie sich, in solchen Tone mit mir zu sprechen?“

„Ich, unterstehe“ mich gar nichts,“ war die Antwort, „ich sage Ihnen nur, daß die gnädige Frau Sie nicht sprechen will.“

Alice wandte sich entrüstet um und ging. Sollte sie sich vor dem Schlafzimmer der Gräfin in einen Bank mit der Jose derselben eintassen? Alice zweifelte nicht daran, daß Frau Ina ihre Abweisung in andere Worte gekleidet hatte, aber sie glaubte annehmen zu dürfen, daß diese Worte nicht eben in sehr zarter Weise gewählt worden waren, da Amalie sich sonst nicht erlaubte hätte, so frech aufzutreten. Tief verletzt, kehrte sie auf ihr Zimmer zurück. Na, es war hart, arm zu sein, unglücklich hart. Und doch — wenn sie darüber nachdachte — die Gräfin war doch eigentlich die erste Person, welche sie ihre Armuth so schwer empfinden ließ. Zu Hause hatte sie dieselbe zwar oft genug schmerzlich empfunden, aber man hatte sie dieselbe nie empfinden lassen. Auch in den Häusern der reichsten Edelente war man ihr als einer Baronesse Heinersdorf eben so freundlich entgegen gekommen, als wenn ihr Vater Majorats Herr der reichsten Herrschaft gewesen wäre.

Alice hatte Zeit, über diese Frage nachzudenken, denn der Tag wollte kein Ende nehmen. Draußen herrschte trotz des Regens eine dicke schwüle Luft, und drinnen war alles so todtenstill. „Wenn Papa nicht zu Hause ist,“ sagte Erna gähmend, „ist es immer so langweilig!“

„Ja, wenn Papa nicht da ist, ist auch gar nichts los,“ schlenderte die Schwester.

Alice fand, daß die kleinen Mädchen nicht unrecht hatten. Unwillkürlich wendeten sich ihre Gedanken immer und immer wieder dem Grafen zu. Sie war als Schülerin bei ihren Schulfreundinnen sehr beliebt gewesen und hatte in deren Familien so manchen schönen und liebenswürdigen jungen Mann kennen gelernt, aber keiner von ihnen hatte je einen tieferen Eindruck auf sie gemacht. Sie trug, seit sie allmählich zur Jungfrau herangereift war, ein Ideal im Herzen, an dem sie unwillkürlich jeden Mann maß. Dieses Geschöpf ihrer Phantasie war ein sehr vornehmer, sehr reichthum ganz und gar keinen Werth legte, sondern die Stellung, die er einnahm, nur seinen persönlichen Eigenschaften verdanken wollte und verdankte. Er war ein großer Landwirth, zugleich aber auch ein großer Industrieller. Er war sehr gemeinnützig, sehr freigebig, sehr muthig, dabei vor allem überaus zartfühlend. Mit einem Wort: er war ein voller Mann, mit dem Bartgefühl einer edlen Frau und dem reichen empfänglichen Herzen eines Kindes. Neugierig war er sehr groß, sehr schlank, hatte edle, etwas bleiche Züge, schwarzes Haar, schwarze Augen, einen schwarzen Schnurrbart und ein schwarzes Bartlöcherchen unter der Unterlippe.

Wie oft hatte Alice, wenn sie in den langen Dämmerstunden müßig auf ihrem Stübchen saß, sich bis ins Kleinste ausgemalt, wie sie wohl einmal die Bekanntschaft dieses Mannes machen könnte, wie er sie lieb gewinnen und endlich sie und ihren Vater in sein Schloß führen würde.

Das war ein Traum gewesen, über den Alice jetzt lächelte, aber an ihrem Ideal konnte sie doch festhalten. Entsprach denn der Graf nicht allen Forderungen, die sie an dasselbe stellte? Er sah freilich sehr anders aus, aber doch nur noch schöner. „Ach wenn ich doch auch einmal einem solchen Grafen begegnete,“ seufzte sie, während sie nach Tisch langsam durch die lange Zimmerreihe promenierte. Sie nahm an, daß der Graf einen unverheiratheten Bruder hatte, der ganz so war wie er selbst und vertrieb sich nun die Zeit damit, sich auszumalen, wie dieser sie nun als sein Weib heimführte auf ein Schloß, das ganz so aussah und ganz so eingerichtet war wie Schloß Rotenhof. Sie legte sich dann zurecht, wie sie dieses und jenes an der Einrichtung ändern würde.

Sie vertiefte sich so in ihre Träumereien, daß sie über ihnen die Wirklichkeit ganz vergaß und sich einbildete, sie gebe mit ihrem Gemahl, der seinen rechten Arm um ihre Taille gelegt hatte, auf und nieder. Sie bemühte sich eben, ihm zu beweisen, daß es nicht hübsch sei, wenn die Vorhänge wie im braunen Zimmer von oben nach unten gestreift seien. „Siehst Du,“ begann sie laut und schrill darüber aus ihrem Traume auf. „Was sagten Sie?“ fragte Erna, die den Arm auf ihrer Schwester Schulter gelehnt, am Fenster saß und mit dieser zusammen „Herzblättchens Zeitvertreib“ studierte.

„Nichts, nichts,“ erwiderte Alice verwirrt und erröthete über und über. „Wie war ich thöricht!“ dachte sie. Sie rief die Kinder von ihrer Lektüre ab und begab sich mit ihnen auf die Veranda. Der Regen fiel noch immer in Strömen, die Luft war schwül, und in den Schrubbs im Garten klagten die Nachtigallen.

Alice wurde von einer seltsamen unerklärlichen Angst ergriffen. Es war ihr, als drohe ihr eine große Gefahr, die sich langsam aber unaufhaltbar näherte. Ihr Herz klopfte laut, sie fühlte das Blut in ihren Schläfen pulsiren, und vor ihren Augen stimmerten und wogten grüne Massen.

„Das kommt vom Träumen,“ dachte sie und forderte die kleinen Mädchen auf, mit ihr Federball zu schlagen. Darüber wurde sie denn das Angstgefühl los und mußte selbst über den Streich lachen, den die Einsamkeit und die von Electricität erfüllte Luft ihr gespielt hatten.

Am folgenden Morgen kamen die Campbells, um nach Frau Ina zu sehen. Die Baronin machte der Tochter, nachdem sie sich mit ihr begrüßt und sich nach ihrem Befinden erkundigt hatte, Vorwürfe, weil sie den Arzt dazu bewogen, der Baronin gegenüber von ihrer Erkrankung zu schweigen, schalt Amalie tüchtig aus, weil diese ihr nicht von sich aus Nachricht gegeben hatte und nahm dann auf einem an Inas Couchette herangerückten Sessel in ihrer Lieblingsauslage Platz, das heißt, sie lehnte sich weit zurück und legte beide Arme lang auf die Armlehnen des Sessels. Der Baron setzte sich auf das Fußende der Couchette und betrachtete seinen Liebling mit sorgenvollem Gesicht.

Man sprach von diesem und jenem, dann fragte die Baronin: „Nun und wie gefällt Dir denn die neue Gouvernante? Der Doktor ist ja ganz entzückt von ihr.“

„Gar nicht, Mama.“

„Das ist wenig, mein Töchterchen!“ lachte der alte Baron. „Wirklich? Gar nicht?“ fragte die Baronin, den Kopf schüttelnd. „Und warum denn nicht?“

„Erstens ist sie noch ein vollkommenes Kind. Nun, Ihr werdet sie ja selbst sehen, macht Euch aber nur gleich auf einen Buchsich im langen Kleide gefaßt. Zweitens ist sie sehr unwissend. Ich wohnte vorgestern einer Rechenstunde bei, und es erwies sich, daß diese seltsame Gouvernante nicht einmal mit benannten Zahlen zu dividiren verstand. Buchstäblich. — Drittens —“

„Aber, beste Ina,“ unterbrach sie der Baron, „das kann doch nur scheinbar gewesen sein. Du hast das junge Mädchen durch Deine Gegenwart blöde gemacht und sie ist zerstreut geworden.“

„Nun, sie ist, wie Ihr gleich hören werdet, nichts weniger als blöde. Drittens also —“

„Pardon, daß ich Dich unterbreche, Ina — behalte Dein Wort — aber sie hat doch ihr Gouvernantenexamen gemacht?“

„Wie sie das fertig gebracht hat, weiß ich nicht, Mama; aber was ich Euch erzähle, ist eine Thatsache.“

Der Baron schüttelte den Kopf, die Baronin blidte starr vor sich nieder und sagte: „Seltsam!“

„Ihr meint, sie sei durch meine Anwesenheit zerstreut worden,“ fuhr Frau Ina fort, „und das ist natürlich, da Ihr sie noch nicht kennt. Sie ist aber in Wahrheit viel zu wenig blöde. Neulich war der Accise-Grünhof hier — er machte uns einen Besuch — und sie führte bei Tische das große Wort, als ob sie die Hausfrau wäre. Dazu kommt, daß sie für Herren, wie es scheint, einen Haken hat. Grünhof war sichtlich entzückt, der Doktor ist entzückt. Wir können uns also darauf gefaßt machen, daß unser Haus demnächst um der Gouvernante willen der Sammelpunkt für die Herrenwelt des ganzen Kreises werden wird.“

Das Gesicht der Baronin wurde immer nachdenklicher. „Das ist freilich schlimm,“ sagte sie „und es wird dadurch nicht besser, daß ich es, wie Du Dich erinnern wirst, voraus gesehen und voraus gesagt habe. Es laugt eben nichts, eine Staudesgenossin zur Gouvernante zu machen. Wäre sie bürgerlich, so könntest Du ihr jetzt einfach sagen: Sie gefallen mir nicht, mein Fräulein, setzen Sie gefälligst Ihren Wanderstab weiter; jetzt aber muß irgend eine anständige Form gefunden werden. Es wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als daß Ihr die Mädchen für ein Semester in Pension gebt oder eine größere Reise macht.“

„Wenn Fräulein Heinersdorf Dich indirekt dazu bewegen sollte, daß Du Dich endlich dazu entschließt, Dich für ein paar Monate von Georg zu trennen und uns nach Italien zu begleiten, so würde ich jedenfalls ihr Andenken segnen,“ lachte der Baron im tiefsten Vass.

Zu Mittag speissen die Campbells mit den Kindern, um Fräulein Heinersdorf persönlich kennen zu lernen. Als sie das Schlafzimmer verlassen hatten, bemerkte der Baron: „Nachen muß auch siebern. Bemerktest Du, wie hastig sie sprach, ganz gegen ihre Gewohnheit, und wie ihre Augen leuchteten?“

„Ina siebert allerdings,“ erwiderte die Baronin, „aber nur wenig.“

Alice gefiel den beiden Alten. Die Campbells gefielen ihr, und sie gefiel den Campbells. Diese sühten ihr nach verschiedenen Richtungen hin, wie man sagt, auf den Zahn, anfangs schüchtern, nachher recht kräftig, aber sie bestand die Prüfung in Ehren. Der Baronin gefiel ihr bescheidenes Auftreten, der kunstfreundliche Baron wurde schon durch ihr Aeußeres bestochen. Als sie zu Frau Ina zurückkehrten, sagte die Baronin:

„Ich weiß nicht, was Du willst. Mir hat das junge Mädchen außerordentlich gefallen.“

„Mir auch,“ fügte der Baron hinzu, „und was das Rechnen mit benannten Zahlen anbetrifft, so stehe ich Dir dafür, daß eben nur Zerstreutheit vorlag. Das kleine Persönchen hat sehr hübsche Kenntnisse, wenn sie auch noch nicht ganz verdaut sind.“

Die Worte der Eltern gingen Ina wie Dolchstiche durchs Herz. Also selbst sie nahmen gegen ihre eigene Tochter Partei für die Fremde! Sie ließ sich übrigens nichts merken und brachte das Gespräch auf ein anderes Thema.

Als die Mutter für die Nacht dableiben wollte, widerlegte sie sich diesem Vorhaben auf jede Weise und bewog dieselbe schließlich wirklich dazu, nach Hause zu fahren. Sie hatte nur den einen Wunsch: allein zu sein, wie sie gestern allein gewesen war. Und so saß sie denn bald wieder allein und spannte sich dichter und dichter ein in das Netz, gewoben von Liebe und Eifersucht, das ihr den gesunden Sinn mehr und mehr einschmürte. Nichts störte sie in diesem traurigen Beginnen. Im Zimmer war es so still, daß Amalies Stridnadeln ein vernehmbares Geräusch machten, draußen frönte der Regen und rollte dazwischen der Donner. Allmählich wurde der Donner stärker und stärker, und die Dunkelheit sank so rasch herab, daß Amalie, die schweigend am Fenster saß, ihren Strickstrumpf bei Seite legte und hinausblidte. Blyg folgte auf Blyg, das Rollen des Donners nahm kein Ende. Amalie schellte und ließ die kleinen Mädchen rufen, die sich ängstlich neben der Mutter hintauerten. „Gottlob, die Eltern müssen schon zu Hause sein,“ dachte Ina. „Wie schön, daß Georg nicht zu Hause ist. Wenn er jetzt draußen wäre!“

Ein weißer Blyg fuhr im Sack nieder, und der Donner erschütterte das Schloß in seinen Grundfesten. Die Fenster klirrten, als ob in nächster Nähe eine Explosion stattgefunden hätte. „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ sagte Amalie laut, stand auf und zündete die Kerzen auf der Toilette an.

Der Gräfin fuhr ein seltsamer Gedanke durch den Kopf, ein wunderbarer unsinniger Gedanke, aber in gewissen Lebenslagen kommen uns solche Gedanken. Sie wollte eine Frage stellen an das Schicksal. Der Graf war jetzt in der Stadt, also fünfzehn Meilen von Rotenhof, und es war ziemlich gewiß, daß er erst am folgenden Tage zurückkehren würde. Trat er nun doch jetzt gleich, noch während des Gewitters in ihr Zimmer, so sollte das ein Zeichen sein, daß er sie nicht mehr liebte, daß er die Gouvernante lieb gewinnen würde.

Die Gräfin fuhr sich mit der Rechten über die Stirn, wie um den unsinnigen Gedanken zu ver scheuchen, aber in demselben Augenblick schrieen die Kinder laut auf: „Papa, Papa!“

Die Gräfin machte eine Bewegung nach vorn, streckte die Arme weit aus und sank dann ohnmächtig zurück.

Der Graf war auf das höchste erschreckt. Die Diener hatten ihn zwar davon unterrichtet, daß seine Gemahlin krank sei, sie hatten aber gleich hinzugefügt, daß es sich nach dem Ausspruche des Arztes nur um ein vorübergehendes Unwohlsein handele. Er und Amalie bemühten sich nun, die Gräfin wieder zum Bewußtsein zu bringen, und es gelang ihnen bald. Als Frau Ina die Augen aufschlug, schlang sie ihre Arme um den Hals ihres Mannes, drückte ihren Kopf an seine Brust und brach in Thränen aus. Georg winkte Amalie, und sie verließ zugleich mit den kleinen Mädchen das Zimmer.

Georg blieb bewegungslos auf dem Rande der Couchette sitzen und strich nur zuweilen beruhigend mit der Rechten über das reiche Haar seiner Frau. Es war ganz still im Zimmer, man hörte nur das dumpfe Rollen des immer schwächer wer-

denden Donners und das Rauschen und Klatschern des Regens, der noch immer in Strömen fiel. Frau Ina bewegte von Zeit zu Zeit den Kopf wie eine Kranke, der ein nagender peiniger Schmerz nicht Ruhe hatten läßt. „Georg,“ küßte sie leidenschaftlich, „Georg, liebst Du mich?“ Hätte Frau Ina diese Frage vor acht Tagen gethan, so hätte ihr Mann nach bestem Wissen und Gewissen „Ja!“ sagen können; denn damals hielt er noch die Freundschaft und Dankbarkeit, die er für sein Weib empfand, für Liebe. Er sagte auch jetzt: „Gewiß, Ina, ich liebe Dich, so sehr nur ein Mann sein Weib lieben kann!“ Aber eine Blutwelle schoß ihm dabei heiß zu Kopf, denn er sprach die Unwahrheit, und er wußte, daß er die Unwahrheit sprach.

Frau Ina raffte sich auf. „Vergib, mein Liebling,“ sagte sie, indem sie ihr von Thränen überströmtes Gesicht zu ihm erhob, „vergib; ich bin krank und die schwüle Luft hat meine Nerven angegriffen.“

Als sie ihm in die Augen sah, in die hellen leuchtenden Augen, die sie so liebte, da kam ihr der Gedanke, ihm jetzt offen zu sagen, wie es um ihr Herz stand; aber sie verwarf ihn wieder. Liebte er sie wirklich, wie er sagte, so war keine Gefahr, und wenn er sie nicht liebte, nicht mehr liebte — was lag dann daran, den Bruch hinauszuschieben.

So dachte sie, während sie mit einem Blicke voll heißer Liebe auf Georg sah und in ängstlicher Spannung den Ausdruck seines Gesichtes, seines Auges beobachtete. Sie fand in ihnen die alte warme Liebe. „Nein, ich liebe Dich nicht mit der Liebe, die Du in mir glaubst,“ dachte der Graf, „und ich habe Dich nie mit ihr geliebt; aber was thut das? Achte ich Dich nicht hoch, liebe ich Dich nicht als mein kluges, sanftes, herrliches Weib, als meiner Kinder Mutter? Und werde ich Dich nicht immer so lieben? Nein, ich dürfte doch ansprechen, was ich vorhin sagte.“

Die beiden sahen so eng umschlungen wie sonst und küßten sich wie sonst, und doch war alles anders geworden, und sie fühlten es beide, obgleich sie es nicht ansprachen.

Der Graf, der keine Ahnung von den Empfindungen hatte, die Frau Ina erfüllten, suchte seine Frau zu zerstreuen. Er erzählte ihr ausführlich von seinen Geschäften, von den gesellschaftlichen Begegnungen, die er gehabt, und von den kleinen Skandalen, die gerade die Klatschmäuler der Stadt in Bewegung setzten. Die Gräfin ging auch darauf ein, fragte nach diesem und jenem und schien sich sichtlich wohlher zu fühlen. Sie legte sich wieder auf die Couchette und ließ sich durch Amalie eine Tasse Thee bringen. Der Graf verließ sie auf einen Augenblick und kehrte dann in Begleitung eines Dieners, der eine Anzahl Schachteln und Schächtelchen trug und sie im Vordoor der Gräfin Amalie zum Weitertransport übergab, zurück. Der Graf kam nie aus der Stadt nach Hause, ohne für jeden Hausgenossen etwas mitzubringen, und er pflegte aus dem Mitgebrachten immer erst eine kleine Ausstellung für seine Frau herzurichten. „Das ist für Dich,“ sagte er, indem er eine prachtvolle Robe aus der Schachtel hob und sie der Gräfin hinhielt. Es war hellblau und weiß gestreifte Seide, der Rock breit, der Ueberwurf schmal gestreift, letzterer mit Rosetten aufgenommen, wie es damals eben Mode wurde.

Dazu kamen noch ein paar reizende hellgraue, nach russischer Art reich mit Silber gestickte Pantöffelchen. Die kleinen Mädchen erhielten allerlei für ihre Puppen, die Gouvernante ein paar hübsche kleine Berliner Vasen, Amalie einen Klaid, die Dienerschaft Kleider, Westen, Halstücher.

Die Gräfin dankte ihrem Gemahl mit einem Kuß und war mit allem wohl zufrieden. Eine Schachtel war noch nicht ausgepackt.

„Nun noch eine Bitte, Inachen. Du warst ja, glaube ich, dabei, als wir mit der Kleinen vom Reiten sprachen. Ich glaube, sie wollte nicht recht daran, weil sie kein Reitkleid hatte. Da habe ich ihr nun eins für Dich mitgebracht. Das mußt Du ihr schenken.“

Der Graf war, während er diese Worte sprach, damit beschäftigt, die Schnur, mit welcher die Schachtel umwickelt war, zu lösen; er bemerkte es daher nicht, daß seine Frau er-

bleichte und unwillkürlich die Hand aufs Herz legte. Die Gräfin wollte in diesem Augenblicke nicht zu Amalie hinüberblicken, aber sie konnte nicht anders, und Amalies Gesicht war so finster, als wäre die Katastrophe, die sie kommen sah, schon vor der Thür. Die Gräfin wandte sich nach der Wand hin und senkte schwer.

Der Graf fuhr auf. „Hast Du Schmerzen, Ina?“ fragte er, indem er an die Couchette herantrat.

„Die gnädige Frau hat starke Schmerzen,“ erwiderte Amalie für ihre Herrin.

„Sollen wir Dich allein lassen, Ina?“

Die Gräfin nickte. Der Graf beugte sich zu ihr herab, küßte sie auf die Stirn und ging dann leise aus dem Zimmer. Im Saal fand er die Kinder und die Gouvernante. Die Freude darüber, ihn wiederzusehen, sprach so deutlich aus allen dreien, daß er sich auf das angenehmste davon berührt fühlte. Er selbst war nie krank und fast immer heiter; Krankheit und Thränen waren ihm daher im höchsten Grade zuwider. So war er froh, wieder in lachende Augen sehen zu können, und war bald in der besten Laune. Er schickte endlich einen Diener ab, um die bei Frau Ina zurückgebliebenen Geschenke zu holen. Als Amalie diese zusammenraffte, griff sie auch nach dem Reitkleid.

„Was willst Du damit?“ fragte die Gräfin.

„Das kann der Herr ihr selbst abgeben.“

Die Gräfin fuhr von der Couchette auf. „Was unterstehst Du Dich!“ rief sie mit leuchtenden Augen. „Lege die Schachtel sofort wieder hin.“

Amalie gehorchte schweigend.

Im Saale herrschte große Freude. Die Kinder tanzten jubelnd umher, und auch Alice zeigte deutlich, daß sie auf das angenehmste überrascht war.

VIII.

Der Graf ritt am folgenden Morgen sofort nach Campbellschhof, um den Arzt über den Zustand der Gräfin zu befragen. Dieser gab nur schlechten Trost: es sei leider nicht unmöglich, ja nicht einmal ganz unwahrscheinlich, daß bei der Gräfin ein zwar ungefährliches, aber langwieriges und schmerzliches Uebel in der Entwicklung sei. Die Patientin müsse jedenfalls nach jeder Richtung hin sorgsam gehandelt und vor jeder Anstrengung oder Aufregung behütet werden. „Na ja, letztere ist freilich in diesem Falle nicht zu befürchten,“ fügte der Doktor lachend hinzu. „Ich wüßte wahrhaftig nicht, worüber Ihre Frau Gemahlin sich aufregen sollte.“ Der Graf dankte dem Doktor, bat ihn um Entschuldigung, daß er ihn habe weiden lassen, und ritt davon. Bald nahmen ihn die Tagesgeschäfte so in Anspruch, daß er darüber die traurigen Ausichten für den Gesundheitszustand seiner Frau vergaß. Auch zu Hause hatte er nicht die Zeit, mit der Familie zu frühstücken, und mußte sich schließlich in aller Hast umkleiden, um nur rechtzeitig an der Mittagstafel erscheinen zu können. Er war müde und hatte in hohem Maße das Bedürfnis, sich zu zerstreuen.

Als er den Speisesaal betrat, trat Alice auf ihn zu. „Ich muß Ihnen, Herr Graf,“ sagte sie, „für die freundliche Vermittelung des hübschen Geschenkes danken, durch welches Ihre Frau Gemahlin mich in so liebenswürdiger Weise überrascht hat.“

Der Graf blickte mit großem Wohlgefallen auf ihr durch eine gewisse Schüchternheit noch verschöntes Gesichtchen herab. „O bitte, mein Fräulein,“ erwiderte er, „ich verdiene Ihren Dank nicht. Das Kleid kommt ja nicht von mir, sondern von meiner Frau, und ich werde überdies für meine geringe Mühe schon dadurch belohnt werden, daß ich künftig meine Spazierritte in Ihrer Gesellschaft werde machen können. Du wirst ja leider in diesem Sommer jedenfalls auf das Reiten verzichten müssen, Ina.“

„Allerdings. Fräulein Heinersdorf hat übrigens keine Ursache, damit unzufrieden zu sein, da auf diese Weise meine Stute frei wird.“

„O bitte, gnädige Frau! Ich würde es nie wagen, Ihre Stute zu besteigen. Es war, denke ich, die Rede von einem ehrwürdigen alten Herrn, einem Schimmel, wenn ich nicht irre.“



Nach der Jagd. „Drei Stück, na, das geht an!“ Nach dem Gemälde von Eduard Stammel.

n
er
r,
er
te
te
te
ab,
er.
Die
en
te.
nd
E-
ud
ner
en.
em
er-
die
ien
Das
mp-
be-
un-
der
erz-
den-
eder
tere
ktor
Ihre
dem
eden
äfte
für
aufe
und
echt-
mide
euen.
„Ich
Ver-
Ihre
hat.“
durch
erab
Ihren
t von
Wühe
azier-
erst ja
ichten
feine
meine
Ihre
einem
irre.“

„Ein solcher ist allerdings vorhanden; aber nehmen Sie das Anerbieten meiner Frau nur an, der alte Herr wird Ihnen hoffentlich bald gar zu sanft erscheinen. Aber wir werden ja sehen. — Friedrich, sage dem Reitknecht, er möge für das gnädige Fräulein den Schimmel und für mich den Wallach satteln. Er soll auch die Reitleine anlegen. — Ich bin überzeugt, mein Fräulein, daß Sie bald Lust am Reiten finden werden.“

Sobald die Tafel aufgehoben war, zog sich Alice zurück, um das Reitkleid anzulegen. Der Graf umfaßte seine Frau, küßte sie und fragte zärtlich: „Wie geht es, Ina?“

„Ich danke Dir, ich fühle mich wohl“, war die Antwort.

Als die Pferde vorgeführt worden waren, ging die Gräfin, obgleich sie heftige Schmerzen hatte, mit den Kindern hinab in den Hof und sah zu, wie diese die Pferde mit Brot fütterten, das sie ihnen aus der flachen Hand reichten. Der Graf hatte den Schimmel in der ersten Zeit ihrer Ehe geritten, und er erinnerte die Gräfin an manchen köstlichen Abend. „Es möge kommen, wie es wolle“, dachte sie, „die Erinnerung an mein früheres Glück kann mir wenigstens niemand rauben.“ Als aber jetzt Alice er schien, frisch und reizend wie eine Rosenknospe, als die Kinder, hingerissen von dem Liebreiz, der auf ihr lag, auf sie zu eilten, sie umfaßten und ansriefen: „Mein, wie reizend sind Sie, Fräulein“, als selbst der Stallknecht sie anglokte wie ein höheres Wesen — da lobte in Frau Ina die Eiferjucht so jäh und wild auf, daß sie sich umwandte und rasch ins Haus schritt.

Der Graf begegnete ihr im Vorjaal. „Wohin?“ fragte er, „Du mußt doch mit ansehen, wie die Kleine ihren ersten Reiterjuch macht.“

Die Gräfin eilte schweigend an ihm vorüber. Der Graf blickte ihr einen Augenblick verwundert nach und folgte ihr dann. „Beste Ina“, sagte er, „fährst Du Dich wieder unwohl?“ Die Gräfin sank in einen Sessel, beugte ihren Kopf herab auf den Tisch und brach in Thränen aus.

Der Graf biß sich auf die Lippen, aber beherrschte sich: Ina war krank. „Ich will Fräulein Heinersdorf sagen, daß Du Dich nicht wohl fährst, und will bei Dir bleiben“, sagte er freundlich und wandte sich zum Gehen.

„Ich bitte Dich, thue es nicht. Ich sehe Dich an — reitet!“

Der Graf ergriff ihre Hand. „Laß mich bei Dir bleiben“,

bat er.

„Mein, nein, nein! Auf keinen Fall! Ich bitte Dich, reitet nur aus.“

Der Graf wandte sich rasch um und ging. Diese Nervosität, dieses ganz unmotivirte Pathos war unerträglich.

Als er den Hof betrat, glättete sich seine Stirn. „Was für ein reizendes Mädchen“, dachte er. Als er Alice in den Sattel geholfen und sie gelehrt hatte, wie ihr Händchen die Zügel halten müsse — es ließ sich dabei nicht vermeiden, daß er das Händchen auch berührte — war jeder Mißmuth von ihm gewichen.

„Jetzt reiten wir anfangs ein wenig Schritt“, sagte er, als sie sich in Bewegung gesetzt hatten, und amüßte sich über den Ausdruck kindlichen Vertrauens und harmloser Wisbegierde, mit dem Alice zu ihm aufblickte, „nachher reiten wir dann nur kurzen Galopp. Das ist für den Anfänger die bequemste Gangart.“

So geschah es. Sobald sie den Park hinter sich hatten, gingen die Pferde in Galopp über. Alice wunderte sich selbst darüber, daß sie so muthig war; aber sie hatte das Gefühl, daß ihr in der Gesellschaft des Grafen unmöglich etwas zustoßen könne.

Der Graf seinerseits blickte mit Behagen auf das junge Mädchen. „Die wird mit der Zeit eine tüchtige Reiterin werden“, dachte er und freute sich schon darauf, wieder einmal in Gesellschaft einer Frau einen tüchtigen Ritt thun zu können.

„So“, sagte der Graf, als sie den Wald erreicht hatten, lächelnd, „erschrecken Sie nicht, ich werde meinen Arm um Ihre Taille legen, damit Sie nicht herabfallen; wir wollen doch wieder etwas Schritt reiten.“

Er zwang sein Pferd an das ihre heran, umfaßte sie und zügelte die Thiere. Als er sie so umfaßt hielt, lächelte er, während die Berührung durch seinen Arm in Alice ein wunderbares Gefühl wachrief, über das sie selbst erkannte. Ihre Bewegung einging dem Grafen nicht, und er amüßte sich darüber wie ein Mann, der als Knabe eifrig den Krammeisvögeln nachgestellt hat und nun im späteren Alter, da ihn die Droffeln nichts mehr angehen, eine solche in die Schlinge gehen sieht. „Es ist gut, daß wir uns erst jetzt begegnet sind“, dachte er, „vor einem Duzend Jahren wäre ich kein Kumpan für Dich gewesen.“

Der Abend war wundervoll. Die Birken dufteten, die Vögel sangen, ein leiser Wind trieb den beiden die milde weiche Frühlingsluft ins Gesicht.

„Sie sind wohl ganz in der Stadt erwachsen?“ fragte der Graf.

„Ja. Ich bin aber eine leidenschaftliche Freundin der Natur.“

„Wie gewöhnlich die Städterinnen. Lassen Sie den Zügel nur losen — so — aber Sie haben doch auch schon auf dem Lande gelebt?“

„Ja, ich habe meine Ferien bei dem Graudenischen verlebt. Der Graudenische ist ein Bruder meiner verstorbenen Mutter.“

„Grauden ist ein hübsches Gut? Nicht wahr?“

„Es ist hübsch gelegen, aber das Wohnhaus ist recht alt und verfallen, und für den Garten kann mein Onkel nicht viel thun. Mein Onkel ist nicht reich — er hat, als mein armer Vater Berghof verkaufen mußte, viel verloren.“

Alice sah sehr traurig aus, als sie diese Worte sprach. Beides, ihre Trauer und ihr Vertrauen zu ihm, rührte den Grafen. Er wußte, daß der alte Heinersdorf das Vermögen seiner Frau und das ihrer sämtlichen Verwandten in kürzester Frist auf die schändlichste Weise verchlumpet und verspielt hatte, wie er denn auch jetzt noch jeden Kopelen, den er sich irgendwo und irgendwoher verschaffen konnte, in Speise und Trank umlegte, die er heimlich, aber doch nicht ganz allein genoß, und darum rührte ihn der „arme Vater“ nur um so mehr.

„Sie haben wohl eine recht schwere Jugend verlebt?“ fragte der Graf weiter.

„Ja und nein. Zu Hause war es ja oft recht einsam, und wir mußten uns ja sehr einschränken — Papas Reute ist nur klein und das Leben in der Stadt sehr theuer — aber ich habe doch auch viele Freundinnen gehabt, und mein guter Papa hat alles gethan, um mir eine frohe Jugend zu schaffen. Und dann —“ hier sah Alice den Grafen voll an — „Armut schändet nicht, und unser Wappenschild ist rein und unbesleckt.“

„Du liebe Seele“, dachte der Graf, „wenn Du wüßtest, daß Deines Papas „Reute“ in dem Gelde besteht, das er sich zu Johannes als „Bruder“ zusammenbettelt; daß alles, was er für Dich gethan hat, darin bestand, daß er Deinen Verwandten erlaubte, für Dich zu sorgen; daß niemand Dein Wappenschild annähme, auch die nicht einmal, die überhaupt gar keins haben!“ Als der Graf ferner daran dachte, daß sie das doch einmal erfahren konnte, fühlte er, wie sich sein Herz mittheilig zusammengog.

Diese Gedanken gingen dem Grafen durch den Kopf; er sagte aber nur: „Gewiß, mein Fräulein.“

„Diesenigen, die nicht adlig sind“, fuhr Alice fort, „behaupten wohl, der Abel sei zu nichts da, als um seine Träger hochmüthig zu machen. Sie irren aber. Das Bewußtsein, aus einer Familie entsprossen zu sein, deren Glieder durch so viel Jahrhunderte immer ehrenhaft handelten, gewährt eine kräftige Stütze. Ich kann mir nicht denken, daß zum Beispiel jemand, der Heinersdorf heißt, je unedel handeln könnte. Ich denke mir, daß schon unser Name hinreicht, um jede Verächtung von uns fern zu halten.“

Dem Grafen war die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, unendlich peinlich. „Sie haben ganz recht, liebes Fräulein“, sagte er rasch, „aber man muß den Werth der Familientradition auch nicht überschätzen. Die Hauptfachen

sind denn doch die persönlichen Eigenschaften des einzelnen. Wenn es Ihnen übrigens recht ist, so kehren wir jetzt um.“ Auf dem Rückwege fragte der Graf nach Alice's Schulfreundinnen, nach den Familien, in denen sie verkehrt, endlich auch nach den jungen Leuten, mit denen sie getanzt hatte. „Ich muß doch herausbekommen,“ dachte er, „ob die Kleine schon verliebt ist.“ Seine freundliche Art bewirkte, daß Alice das Herz aufging. Sie erzählte lebhaft und gestikulirte dabei so sehr, daß sie fast vom Pferde gefallen wäre. Es war ihr eine Wohlthat, endlich wieder einmal so recht von der Leber weg plaudern zu können und sie fühlte sich dem Grafen gegenüber schon ganz vertraut. „Nein,“ dachte der Graf, „sie hat noch nie geliebt; glücklich der Mann, für den einmal dieses Herz in Liebe erglänzt wird.“

Als sie im Schloßhofe vom Pferde stiegen, hatten beide das Gefühl, einen schönen Abend verlebt zu haben. „Wir müssen recht oft spazieren reiten,“ sagte der Graf.

„An mir soll es nicht fehlen,“ lachte Alice.

Der Graf begab sich zu seiner Frau. Ihm war freich und frohlich zu Muth, aber diese Stimmung verließ ihn, nachdem er eine Weile bei ihr zugebracht hatte. Frau Ina hatte vom Weinen geröthete Augen und verhielt sich, wie er fand,

sehr theilnahmlos. Er sprach von diesem und jenem, aber sie ging auf kein Gespräch recht ein. Es war das ja natürlich, denn sie war krank, aber es war nicht gerade sehr unterhaltend. Der Graf verstummte endlich auch, und beide saßen schweigend neben einander. Der Graf war sehr müde, und im Zimmer war es sehr still, so sann er denn erst darüber nach, wovon er wohl seine Frau unterhalten könnte, dachte dann auf das Gespräch mit Alice und an den alten Heinersdorf, und träumte endlich, daß er mit Alice nach Nowaja Derewna (ein Ort bei Petersburg) ritt. Sie saß auf einem wunderschönen schneeweißen Felle, und alle Spaziergänger blieben stehen und blickten ihr nach.

Blötzlich fuhr er zusammen und erwachte. Die Gräfin lag noch immer auf der Couchette und hatte die Augen geschlossen. Sie hatte, Gottlob, offenbar gar nicht bemerkt, daß er eingeschlafen war. Er erhob sich leise und ging auf den Zehnen der Thüre zu. Dort wandte er sich noch einmal um und blickte zurück. Die Gräfin bewegte kein Glied.

Er ging hinaus.

Und doch hatte Frau Ina alles gesehen, ach, und wie gesehen! Georg schlief in ihrer Gesellschaft ein.

(Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

IV.

Neudruck verboten.
Gel. u. 11. / VI. 70.

Selbstverständlich war mit der deutschen Proklamtion ein neues Moment in die nächste Entwicklung aufgenommen und man darf dies nicht ignoriren, wenn man anders den Verlauf richtig darstellen und verstehen will, indem man anstatt der bisherigen zwei Nuancen fortan mit deren vier zu rechnen hat, nämlich außer mit den bürgerlich-Constitutionellen und der mehr republikanisch gefärbten Arbeiterpartei auch noch mit „deutschen Patrioten“ und „preussischen Partikularisten“. Freilich gingen diese verschiedenen Parteiennominationen und Bestrebungen damals noch wüst durcheinander und ich habe wiederholt erregte preussische Partikularisten dort gefunden, wo ich es am wenigsten vermuthete.

Die nächste Frage, bei welcher die Parteien ihre Kräfte maßen, war die Bestattung der Todten und insbesondere die Frage, ob die Bestattung der Todten von Civil und Militär eine gemeinschaftliche sein solle.

Das aus den städtischen Behörden zusammen getretene Komitee sprach sich für die Gemeinamkeit aus und erließ durch öffentlichen Anschlag folgenden Aufruf: „An alle Preußen! Bürger! Im Kriege ist jeder Bürger Soldat! Soldaten! Im Frieden ist jeder Soldat Bürger! Bürger und Soldaten! Umarmen wir uns als Brüder desselben Vaterlandes und erweisen wir unseren gefallenen Mitbrüdern gemeinschaftlich die letzte Ehre. Ein Friedhof umfasse die Leichen der Gefallenen und ein einziger Trauerzug, Bürger und Soldaten Arm in Arm sei ihr Geleite. Derselbe Frieden, der die Gefallenen im Grabe vereint, möge die Lebenden umschließen. Das Komitee für die Bestattung unserer Todten: L. Becker, Stadtverordneter. Dove, Professor an der Universität. W. Ermler, Kommerzienrath. Hedemann, Stadtsyndikus. Karger, Buchdrucker. Lewald, Justizkommissar. Otto Schomburgk. Schulze, Stadtschulrath.“

Obchon dieser Aufruf von verschiedenen Seiten unterstützt wurde, behielten doch die „Unversöhnlichen“ zunächst die Oberhand. Man witterte in jenen versöhnlichen Bestrebungen bereits militärische Reaktion und verlangte die gesonderte Bestattung der Todten vom Civil, um die „Feier zu einer rein bürgerlichen, das bürgerliche Heldenthum verherrlichenden zu machen.“

In Folge dessen fand die Beerdigung der bürgerlichen Leichen am 22. März gesondert auf dem Friedrichshain statt und zwar wurden zunächst von dem evangelischen Prediger Sydow, dem katholischen Kaplan Kulandt und dem jüdischen Rabbiner Sachs auf dem Plage vor der neuen Kirche die sogenannten Wehreden gehalten. Die Rede auf dem Kirchhofe selbst hielt Herr Sydow und schloß dieselbe mit folgender Prohezeiung: „In dem Denksteine, der diese Stätte zieren wird, welche die Gebeine der Märtyrer unserer Freiheiten und Rechte

umschließt, wird eine Seele heiliger Erinnerung wohnen. Künftige Geschlechter sollen zu ihm pilgern und er wird ihnen von den großen Thaten berichten, die Gott der Herr in diesen schweren Zeiten gethan, und er wird Kindern und Kindeskindern zur Warnung und zur Lehre, zu Trost und stolzer Freude von den Leiden und Thaten ihrer Väter und Mütter erzählen.“ Der Redner hat selbst noch erlebt, in wie weit diese Prohezeiung eingetroffen.

Nachdem der Bischof Alexander den Segen gesprochen, hielt der Assessor Jung noch eine nicht auf dem Programm stehende Rede, in welcher unter anderem folgender, auch für die Gegenwart nicht uninteressanter Passus vorkommt: „Fort auf ewig in die Nacht der Vergessenheit mit allen Scheidemauern der Menschen, tragt sie ab die Barricaden Eures Herzens, nachdem Ihr die des Kampfes abgetragen habt. Es gibt keinen Pöbel, keine rohen Haufen, kein Gesindel mehr, denn wir, so sprechen die Todten, haben mit unserem Blute Euren Bürger- und Freiheitsbrief besiegelt.“ Heute stimmt dies nicht mehr ganz.

Inzwischen war es das eifrigste Bestreben der Berliner Bürgerwehr, eine bewaffnete Bürgerwehr in das Leben zu rufen, und wenn hierbei auch zuerst die Komit einige Mahrung fand, wenn man den Professor unter Führung eines Studenten die Wache beziehen, den Wirklichen Geheimen Rath unter dem Kommando eines Subalternbeamten Patrouillendienst thun und den alten Minister von Kamptz mit der schwarz-roth-goldenen Kofarde Schildwache stehen sah, so muß man doch anerkennen, daß in Ermangelung der bisherigen Polizei- und Militärgewalt die Bürgerwehr, welche wenigstens in der ersten Zeit die mangelnde Qualifikation durch großen Eifer zu ersetzen bemüht war, für die Erhaltung von Ruhe und Ordnung immerhin beachtenswerthe Dienste leistete und sich namentlich fast zum Fanatiker erhob, wenn es galt, die „inneren Feinde“, die „Aufwiegler“ zu entdecken und zu verhaften.

Sehr wesentlich fiel es hierbei in das Gewicht, daß alle diejenigen, welche sich der Bürgerwehr einverleiben ließen, wenigstens selbst keine Ruhestörungen mehr bewirkten, sondern vielmehr sehr wohlgefällig auf ihren vermeintlichen Vorbeeren ruhten, indem sie meinten: „Wir haben ja alles, was wir wollen; wir sind jetzt selbst am Regiment und wer soll uns unsere Freiheit wieder nehmen.“

Freilich war die Ruhe doch keine ganz ungetrübte. Einmal bildeten sich neben der eigentlichen sogenannten Bürgerwehr andere selbständige Korps, wie zuerst die Schützengilde, welche die bürgerliche Leibgarde des Königs bildete; ein Veteranen-Jägerkorps; eine National-Scharfschützenkompanie; Bürgerwehr-Kavallerie und Artillerie; die fliegenden Korps der Mitglieder der Universität, der Akademie der Künste und des

Handwerkervereins; die bewaffnete Studentenschaft und die polnische Legion, eine Mannschaf von zusammen etwa zwanzigtausend Bewaffneten.

Man hatte fast den Eindruck, als ob ein jeder Stand in einer möglichst schnellen Selbstbewaffnung die Garantie seiner eigenen Stellung und Erwerbsschaften zu finden bemüht war. Zugleich wird daraus verständlich, weshalb demnächst das neue Bürgerwehrgesetz als eine besonders brennende und wichtige Frage in den Vordergrund trat.

Selbstverständlich übte der Verlauf der revolutionären Bewegung in Berlin sofort seinen Rückschlag in den Provinzen und zwar in der doppelten Weise, daß in einzelnen der bedeutenderen Städte Nachahmungen im Kleinen erfolgten, noch mehr aber dadurch, daß er die betreffenden Bevölkerungen in das Gewehr rief, um auch ihrerseits theils für theils wider Stellung zu nehmen.

Daß in den Städten die Stimmung zum größten Theil eine sympathische war, wird kaum überraschen, noch weniger, daß man dort zu dem damals sehr beliebten und wirksamen Mittel der Deputationen seine Zuflucht nahm, um die Bewegung im Fluß zu erhalten und insbesondere, wie man sich ausdrückte, die bis dahin etwas formlosen Verheißungen in eine bestimmte rechtsverbindliche Form zu bringen.

Es war besonders die Deputation von Breslau, welche mit einem bestimmt formulirten Programm erschien und welcher es denn auch gelang, nach mehrstündigen Verhandlungen mit dem Grafen Arnim einen ihren Intentionen in der Hauptsache entsprechenden Allerhöchsten Erlaß zu erlangen. Dieser Allerhöchste von dem damaligen gesammten Staatsministerium kontrahirte Erlaß lautete folgendermaßen: „Berlin, 22. März. Nachdem ich eine konstitutionelle Verfassung auf den breitesten Grundlagen verheißt habe, ist es Mein Wille, ein volksthümliches Wahlgesetz zu erlassen, welches eine auf Uewahlen gegründete, alle Interessen des Volkes ohne Unterschied der religiösen Glaubensbekenntnisse umfassende Vertretung herbeizuführen geeignet ist und dieses Gesetz vorher dem Vereinigten Landtage zur Begutachtung vorzulegen, dessen schnelle Beratung Ich, nach allen bisher Mir zugegangenen Anträgen, für den allgemeinen Wunsch des Landes halten muß. Diejem bisher kund gegebenen Wunsche des Landes würde Ich entschieden zuwiderhandeln, wenn Ich, nach Ihrem Antrage, das neue Wahlgesetz ohne ständischen Beirath erlassen wollte. Sie werden daher, wie Ich zu Ihrer Loyalität vertraue, sich selbst überzeugen und Ihre Commitenten davon zu überzeugen wissen, daß Ich auf Ihren gedachten Antrag für jetzt und so lange nicht der allgemeine Wunsch des Landes sich dem Ihren anschließt, nicht eingehen kann.

Der auf jene Weise zu bildenden neuen Vertretung Meines Volkes werden dann auch, Meinen bereits kund gegebenen Entschlüssen entsprechend, Vorschläge über folgende Punkte vorgelegt werden: 1) über Sicherstellung der persönlichen Freiheit; 2) über freies Vereinigungs- und Versammlungsrecht; 3) über eine allgemeine Bürgerweherverfassung mit freier Wahl der Führer; 4) über Verantwortlichkeit der Minister; 5) über die Einführung von Schwurgerichten für Strafsachen, namentlich für alle politischen und Preßvergehen; 6) über die Unabhängigkeit des Richterstandes; 7) über Aufhebung des erimirtten Gerichtsstandes, der Patrimonial-Gerichtsbarkeit und der Dominal-Polizeigewalt. Außerdem werde Ich das stehende Heer auf die neue Verfassung vereidigen lassen. Friedrich Wilhelm.“

In welcher Weise übrigens damals verhandelt wurde, dürfte sich am besten aus einem kleinen Zwischenfalle ergeben, indem der Graf Arnim auf eine Aeußerung des Stadtgerichtsraths Simon gelegentlich der Verhandlungen über die Urwahlen noch in der Nacht um zwölf Uhr den König wecken wollte, „obchon er mehrere Nächte nicht geschlafen habe, falls die Deputation darauf bestände“, Glücklicher Weise war die Deputation bescheidener, als es damals üblich war.

V.

Die weitere Darstellung übersichtlich zu gestalten, wird es sich empfehlen, die allerdings ja immer noch chaotische Masse

nach bestimmten Kategorien zu sondern, und zwar treten hier von Anbeginn die nachfolgenden fünf hervor. Es sind dies: die Armee, das Beamtenthum, das Bürgerthum, die arbeitenden Klassen und das Literatenthum.

Anlangend zunächst die Armee, so war in Bezug auf diese die Ansprache maßgebend, welche der König bei seiner ersten Ausfahrt nach Potsdam am 25. März an das dort versammelte Offiziercorps der Gardetruppen richtete. Dieselbe lautete: „Ich bin nach Potsdam gekommen, um meinen lieben Potsdamern den Frieden zu bringen und ihnen zu zeigen, daß ich in aller Beziehung ein freier König bin; den Berlinern aber auch zu beweisen, daß sie von Potsdam aus keine Reaction zu befürchten haben, und daß alle die beunruhigenden Gerüchte darüber durchaus unbegründet sind. Ich habe den gebunden und edlen Sinn meiner Bürger kennen gelernt, in Berlin ist bei dem Mangel an städtischen Sicherheitsbehörden die tiefste Ruhe. Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze meiner Bürger. Was ich gegeben und gethan habe, das habe ich aus vollster und freier Ueberzeugung gethan und längst vorbereitet; nur die großen Ereignisse haben den Abschluß beschleunigt und keine Macht kann und wird mich nun bewegen, das Gegebene zurückzunehmen; auch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es zu Deutschlands Heil nothwendig, mich an die Spitze der Bewegung zu stellen. In Berlin herrscht ein so ausgezeichnete Geist in der Bürgerchaft, wie er in der Geschichte ohne Beispiel ist. Ich wünsche daher, daß auch das Offiziercorps den Geist der Zeit eben so erfassen möge, wie ich ihn erfährt habe, und daß Sie alle von nun an ebenso als treue Staatsbürger sich bewähren mögen, wie Sie sich als treue Soldaten bewährt haben. Sollte in Berlin das Eigenthum gefährdet oder die Ruhe und Ordnung durch Militärhilfe verlangen sollte, in dem Falle, daß die Bürgerchaft Militärhilfe verlangen sollte, Militär nach Berlin gezogen werden, um mit dem Bürger Hand in Hand gemeinschaftlich für Ruhe und Ordnung zu wirken; über die weitere Gestaltung im Militärwesen sind die desfallsigen Anordnungen abzuwarten.“

Zugleich wurde bereits damals der Kampf wegen Schleswig-Holstein gegen Dänemark eingeleitet und zwar einmal, weil sich dadurch ein Anlaß bot, die „deutschen Verheißungen“ des Königs zu erfüllen und sodann, um dem bei dem Straßentkampf in Berlin theilhaftig gewesenem Truppenthil Gelegenheit zu geben, „die öffentliche Stimmung durch kriegerische Erfolge nach außen zu verhöhn und die jüngste Vergangenheit durch erhabende patriotische Empfindungen vergessen zu machen.“

Noch wesentlich unklarer war die Stimmung und Stellung des Beamtenthums, und zwar nicht allein um deswillen, weil in den Ministerien selbst noch volle Konfusion herrschte, sondern noch mehr, weil dasselbe auch in sich zwiespältig und überdies dahin geschult war, jedesmal — wie sich ein wichtiger Beobachter ausdrückte — zu erschrecken, wenn man einen eigenen Gedanken hat. So trat denn auch an verschiedenen Stellen ein stillschweigender Strite ein, während man andererseits sehr häufig auf eine Direction von oben wartete, wie dies ein höher gestellter Beamter durch den klassischen Ausspruch verlaublich machte: „Man träge ja so gern den Mantel nach dem Winde, wenn man nur wüßte, wo er herkommt.“ Allerdings bezieht sich dies in der Hauptsache auf das Verwaltungsbeamtenthum, da das richterliche Beamtenthum, besonders in den unteren Kategorien, der Bewegung wesentlich sympathischer gegenüber stand und sich um deswillen auch in allen damaligen Programmen und Anträgen einer besonderen Berücksichtigung in Bezug auf die „Feststellung seiner Unabhängigkeit“ erfreute.

Eine Ausnahme machte in dieser Beziehung die Provinz Preußen, in welcher das Beamtenthum temporär die Fägel vollständig aus der Hand verlor, ja sich demnächst zu dem Grade der Opposition steigerte, daß beispielsweise die Regierung in Marienwerder als Kollegium Protest gegen die Ernennung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel erhob. Leider wurde dieser Protest damals nicht in derselben Weise beantwortet, wie seinerzeit eine ähnliche geistreiche Eingabe seitens des Ministers von Schudmann. Bei dem ersten Auftreten der Cholera nämlich erhielt dieser von Seiten einer Regierung einen Bericht,

in dem beantragt wurde, mit Rücksicht darauf, daß die Suche sich nunmehr auch ihrem Ziele nahe, den Mitgliedern einen dreimonatlichen Urlaub zu bewilligen und zugleich die Genehmigung zu ertheilen, das Gehalt im voraus erheben zu dürfen. Der Minister von Schummann restriktierte darauf: Von der Cholera hätten sie nichts zu befürchten, sollte sich aber die Minderpeil ihrem Ziele nähern, so sehe er dem schnelligsten Berichte entgegen. Ueberdies hatte der Präsident am folgenden Tage den Abschied.

Glücklicherweise war der damalige kommandirende General in Königsberg, der spätere Feldmarschall Graf Dohna, ein Mann, welcher das Wort Furcht nicht kannte und der überdies Entschlossenheit und Uebersticht genug besaß, um stillschweigend auch die Civilverwaltung der Provinz in die Hand zu nehmen, und schließlich selbst seinen entschiedenen Feinden die Anerkennung abzugewinnen, welche dem Muth und der Treue niemals verjagt wird.

Wir ist damals aus guter Quelle die Mittheilung geworden, daß als die Russenfurth in Blüte war und man namentlich den Grafen Dohna als Korrespondenten des Kaisers Nikolaus beargwöhnte, eine Auswahl der Königsberger Demokratie unter Führung des Dr. Johann Jacoby die an das Generalkommando adressirten Briefe auf der Post in Empfang nahm und sich mit denselben in die Wohnung des Generals begab und dort verlangte, daß die Briefe in ihrer Gegenwart geöffnet würden. Der Graf Dohna erwiderte darauf sehr ruhig: „Sind Sie Briefträger, meine Herren? Andernfalls kann ich die Briefe von Ihnen nicht annehmen. Ich bitte, selbige nach der Post zurückzubefördern und werde sie dort abholen lassen.“ Auf die Drohung mit Ruhestörungen erwiderte er mit dem einfachen Befehle an seinen Adjutanten: einen Zug Kürassiere aussitzen zu lassen und zu sehen, was es gäbe.

Leider fand diese Entschlossenheit bei dem Kriegsminister von Rohr keine Nachahmung, vielmehr wußte dieser, als zuerst von der Zurückberufung der Truppen nach Berlin die Rede war, nichts weiter zu sagen als die Worte: „Und ich alter Mann muß meinen Kopf dafür hergeben.“

Anlangend die nächste Entwicklung des Bürgerthums, so trat, wie bereits bemerkt, schon in den ersten Stadien der Gegensatz von Bourgeoisie und arbeitendem Volk wenigstens theoretisch zu Tage, obgleich jener Gegensatz bei uns bis dahin praktisch nicht bestand.

Diese Begriffe und Gegensätze können sich naturgemäß erst mit und aus der Zerlegung des Bürgerthums und Mittelstandes entwickeln und es ist deshalb auch der neueren Zeit vorbehalten geblieben, diese Gegensätze auch bei uns auszugestalten. Es würde hier zu weit führen, die Entwicklung jener Zerlegung näher darzustellen und zu charakterisiren. Für den vorliegenden Zweck genügt es, die Bourgeoisie als denjenigen Theil des zerlegten Bürgerthums zu kennzeichnen, welcher, indem er je länger desto mehr alle Mittel der Arbeit an sich zieht und in seinen Händen konzentriert, dem nach unten verbleibenden Reste nur die Arbeit beläßt und damit die arbeitenden Klassen als seinen Gegensatz hinstellt. Damals gab es in Preußen noch keine „Bourgeoisie“, und die betreffenden Reste verstanden deshalb unverständlich in den Ohren einer Bevölkerungsklasse, welche noch zu sehr „Mittelstand“ war, um bereits für die Rolle der „arbeitenden Klassen“ in Paris reif zu sein.

Nichts desto weniger hatten die wohlhabenden Bestandtheile der Berliner Bevölkerung schon damals das instinctive Gefühl, daß hinter ihnen eine drohende Macht sich erhebe und zwar eine Macht, die, wenn sie sich selbständig entwickle, selbst ihre politischen Errungenschaften in Frage stellen dürfte und die ihnen doch zunächst unentbehrlich sei, wenn sie anders den bisher herrschenden Elementen gegenüber als eine beachtenswerthe Macht auftreten wollten. Es war nämlich durchaus nicht von ungefähr, daß sich unter den Todten und Verwundeten der Märztage sehr wenig Mitglieder der besitzenden Klasse befanden. Abstrahirt man von den dreihundert nicht rekonnozirten Leichen, so finde ich in der Todtenliste neben einigen wenigen Namen, welche der gebildeten Jugend und den Künstlerkreisen angehören,

in der Hauptsache nur Namen, welche nach der heutigen Terminologie zur arbeitenden Klasse zählen, und es war keine ganz unverdiente Kritik, wenn die beginnende Karrikaturenliteratur das „bürgerliche Heldenthum“ als im Bette liegend, mit der Bispelmütze und der Frage darstellte: „Schließen sie noch?“

Die Aufgabe, welche sich hieraus für die leitenden Kreise des Bürgerthums ergab, war eine doppelte; nämlich einmal die arbeitenden Klassen nicht mißmüthig werden zu lassen und von sich zu entfernen und doch andererseits dafür Sorge zu tragen, daß dieselben nicht zu ernstlicher Geltung und wirklichem Einfluß gelangten.

Der erste Theil dieser politischen Taktik entwickelte sich prinzipiell am greifbarsten in den Anträgen, Versammlungen und Verhandlungen, welche sich schon damals mit der „sozialen Frage“ und der Arbeiternoth beschäftigten; der andere aber in den verschiedenen Stadien, welche die Wahlgesetzfrage und das Bürgerwehrgesetz durchliefen.

Schon am 23. und 24. März erschien in der „Spenerischen Zeitung“ ein damals vielgenannter Herr D. A. Wenda mit Artikeln zur „Verständigung“, in welchen besonders die Frage ventilirt wurde: „Was haben wir errungen und was zu thun, das Errungene zu sichern und zu wahren?“ Selbstverständlich ist hier die Darstellung der Errungenschaften überaus dithyrambisch. „Errungen“, so lautet unter anderem die Antwort, „errungen haben wir die Erkenntniß und das Bewußtsein der absolut unüberwindbaren Macht jedes den Tod verachtenden Volkes im Kampfe um die heiligsten Güter des Lebens; errungen die Achtung und Liebe der Mitwelt, wenn wir treu ausdauern und siegend bestehen den Kampf der Selbstüberwindung, der Mäßigung, der Beherrschung wild wüthender Leidenschaften, die so leicht mit Mord und Verwüstung euben; errungen die unverästelteste Landwehr, das unveräußerbare Recht der Selbstbewaffnung, das heiligste aller Güter, freie Religionsübung, freie Gewissen, Freiheit in Rede und Schrift; errungen haben wir das Zerbrechen und die Vernichtung des Pharisäismus, Pietismus, Jesuitismus in allen Verfassungen. Frei ist der Mensch, Freiheit sein Leben! Zerbrochen ist, vernichtet liegt der sich überlebt habende Polizeistaat. Es gibt nur eine gesicherte Herrschaft: Verdiente Liebe des Volkes! Alles für und durch das Volk!“

„Jetzt gilt es nun“, so heißt es weiter, „das Errungene gegen äußere und namentlich gegen innere Feinde zu sichern, gegen die Anarchisten, die unter jesuitischer Maske der Freiheit Deutschland in Schmach und Schande zu stürzen, auf Leiden und Trümmer ihre scheußliche Herrschaft zu gründen trachten und die heldenmüthigen Arbeiter Berlins als Schemel für ihre nichtswürdigen Pläne zu mißbrauchen streben. Die schwerste Aufgabe aber sei, gegen jene edlen Jünglinge (die Studenten) zu kämpfen, die im Gefühle der Kraft und im Bewußtsein, daß ihnen die Zukunft gehöre, nur zu leicht geneigt seien, die Ereignisse zu überstürzen. Gegen diese seien jedoch nur Waffen der besonnensten Milde, Güte und Liebe anzuwenden, sie zu überzeugen, daß von einer absoluten Monarchie unflüchtig zu einer Republik überspringen unmöglich sei; wahnsinnig aber wäre es, Urwahlen sofort zu veranlassen und alle Volljährigen für Wähler und wahlfähig zu erklären.“

Natürlich blieb diese Veröhnungspredigt, obgleich sie von vielen Seiten unterstützt wurde, nicht ohne Erwiderung, und es war insbesondere die „Zeitungsalle“ und deren damaliger Redakteur Julius, welcher den Kampf gegen die „Friedensprediger“ und „Veröhnungsrufen“ aufnahm. Jetzt sei nicht Zeit zum Ruhen, sondern zur Arbeit; wer jetzt den Frieden empfehle, der empfehle den Krieg; jetzt gelte es müthig den Verhältnissen in das Gesicht zu sehen; jetzt werde das Wort erfüllt: Zwischen uns sei Wahrheit. Besonders charakteristisch aber war der folgende Passus: „Die Wahrheit ist, daß auch bei uns — so gut wie in Frankreich, wie in England — der Bruch zwischen der Bürgerklasse und Arbeiterklasse schon vollendet ist. Nicht zwischen dem Königthum und der Republik ist Krieg, sondern zwischen den Besitzenden und den mit ihrer Arbeitskraft zum Besitze Drängenden. Unsere Bürger fühlen dies gar wohl und darum beginnen sie schon jetzt, schon nach

dem ersten Tage unserer glorreichen Revolution, aus allen Kräften rückwärts zu ziehen. Aber was wollt ihr, Brüder? Wollt ihr in den alten Zustand zurückkehren? In ihm war kein Heil und wird es nimmer sein. Also vorwärts! Nur vorn ist es zu suchen, nur im müthigen Vorwärtstreben, im wohlbedächtigsten aber fähigen Vorwärtstreben kann es erobert werden. Nicht zwischen dem Königthum und uns ist Krieg. Es schien noch so vor wenigen Tagen, aber das war ein leichter Sieg, der schwerere Kampf steht uns noch bevor. Glaubt mir, nicht dadurch werden wir ihm entgegen, daß wir ihm auszuweichen suchen, er will durchgefämpft sein; fliehen wir vor ihm, so wird er uns dennoch ereilen, also frisch und freudig hinein in den Kampf, in den Kampf und dem Siege entgegen, einem Siege, der, wenn wir weise und fähig zugleich sind, ein unblutiger sein kann und sein wird, allein sicherlich nicht ohne Blut zu erringen, wenn wir vor den Kämpfen feig zurückweichen und das Rechte nicht zur rechten Zeit thun. Es ist gut, daß der König an die Spitze der Bewegung treten will. Möge es ihm glücken, den Kampf der beiden streitenden Elemente so zu regeln, daß wir bald zu einem wohlthätigen Frieden kommen. Aber das vermag der König nur dann, wenn er mit der bisherigen Denkweise, mit dem bisherigen System ganz und ernst gebrochen hat, wenn er rein und ganz den Anforderungen und Gesetzen der neuen Entwicklung sich hingibt."

Zugleich wurde in einem Extrablatt eine Volksversammlung einberufen, als deren Zweck angegeben war: Entwerfung einer Adresse an Sr. Majestät den König mit der Bitte um 1) sofortige Erlassung eines allgemeinen Wahlgesetzes, wonach jeder wählen kann und wählbar ist, 2) sofortige Anordnung allgemeiner Wahlen zu einer Volksvertretung und Aufhebung der zum 2. April einberufenen Ständeversammlung (Vereinigter Landtag.)

Diese Artikel fielen wie eine Bombe in die allgemeine Konfusion und beschworen einen Sturm herauf, der dem Institut und dem Besizer gefahrdrohend wurde und der selbst auf die Börse eine solche Wirkung übte, daß dort eine, wie man damals sagte, ernstgemeinte Parodie der Versailles Ballhauszene aufgeführt wurde. Man nahm sich einander das feierliche Gelöbniß ab, das Institut und Blatt der „Zeitungshalle“ nach allen Richtungen in Verurtheilung zu thun und erklärte den laut für einen Schurken, der dieser Maßregel nicht beitreten würde. Zugleich erhob sich gegen den p. p. Julius auch aus literarischen Kreisen mehrfacher Protest und wurde namentlich, um dem behaupteten vollendeten Bruch zwischen der Bürger- und Arbeiterklasse ein Dementi zu geben, von einem sehr freisinnigen Herrn L. Buhl eine Erklärung formuliert, welche lautete: „Die Extrabeilage der „Berliner Zeitungshalle“ vom 23. proklamirt einen Bruch zwischen der Bürgerklasse und der Arbeiterklasse, der rein aus französischen Abstraktionen hervorgegangen, in Wirklichkeit aber nicht vorhanden ist. Die „Zeitungshalle“ versichert, daß dieser Bruch vollendet sei, während Bürger und Arbeiter so eben aus einem gemeinsamen Kampfe hervorgegangen sind. Sie jetzt entzweien wollen, würde nur heißen, sie einem gemeinschaftlichen Feinde überliefern und beiden die Früchte des Sieges zu entreißen. Das Interesse der Bürger- und der Arbeiterklasse ist in allen Fällen dasselbe und wehe derjenigen von ihnen, die diese Gemeinsamkeit verkennen wollte. Sie würde dies Verkennen mit ihrem Untergange bezahlen.“

In der Lücke zwischen diesen beiden Erklärungen steht dann die Wiege der späteren „demokratischen Partei“, deren Begriff und Namen aus einem Kompromiß zwischen den radikalpolitischen und den schon damals mehr sozial gefärbten Elementen hervorging.

Karl von Piloty.

Von Dr. Karl Stieler.

Nachdruck verboten.
Bd. 2. 11. / VI. 79.

Es war eine andere, jetzt fast verklungene Zeit, als Karl Piloty das Licht der Welt erblickte. Ludwig der Erste hatte vor kurzen den Thron bestiegen und das Wort gesprochen: „Ich will aus München eine Stadt machen, daß keiner sich rühmen kann, Deutschland zu kennen, wenn er nicht München gesehen hat.“ Aus allen Gauen strömten die künstlerischen Kräfte dort zusammen, Cornelius hatte vor Jahresfrist die Leitung der Akademie übernommen, großartige Bauten aller Art waren im Werke, jeder Tag mehrte die klassischen Sammlungen und ein mächtiger monumentaler Zug ging durch die gesamte damalige Kunst. Die Zeiten selber, die Geschichte des deutschen Volkes, wie sie sich nach den Befreiungskriegen gestaltet hatten, waren öd und trübe; die Sehnsucht und die Kraft der Besten hatte kein anderes Gebiet für ihre Thaten, als das Reich der Ideale.

In solchen Tagen, am 1. Oktober 1826, wurde Karl Piloty zu München geboren. Sein Vater war der Besizer und Leiter einer angesehenen Kunstanstalt, die noch heute unter der Firma Piloty & Voehle besteht, und die sich damals durch die Vervielfältigung jener Meisterwerke hervorthat, welche die alte Pinakothek besaß. Es geschah dies nach dem Verfahren Senefelders, der ja auch in München lebte und bei diesen lithographischen Versuchen war es, wo Piloty die erste Anregung zu seinem Künstlerberufe empfing.

Ein Zweifel darüber, welchen Beruf er wählen, die Herzensorge, welchen Weg er gehen sollte, blieb ihm erspart; schon in dem Knaben zeigte sich jene feste Entschlossenheit, die für sein ganzes Wesen so charakteristisch ist. Er sorgte nicht nach Zeichen und Proben für sein Talent, sondern es schien ihm selbstverständlich, daß er Maler würde, die ganze Welt, in der er heranwuchs, gehörte der Kunst, er wußte es nicht anders, als daß auch sein Leben ihr gehören sollte.

Mit elf Jahren bezog er die Akademie, mit fünfzehn war er in der höchsten Klasse derselben, in der Kompositionsschule, angelangt. Das Behemte, das Energische seiner Natur trat wohl in dem riesigen Fleiß zu Tage, womit er jeder Arbeit

oblag, aber ohne daß sein Talent im eigentlichen Sinne aufgefallen wäre; es war eben ein Talent, welches der herrschenden Richtung diametral gegenüberstand, das in den Aufgaben, wie sie ihm hier geboten waren, keinen Spielraum hatte. Nur in einem Punkte bewunderten ihn seine Lehrer (und das ist bedeutsam genug) — in der Lebendigkeit und Naturwahrheit seiner „Akte“; hunderte von solchen Zeichnungen lagen in seinen Mappen, und fast alle zeigten eine Technik, die seinen Lehrern weit überlegen war. Die Natur, das Leben fesselte ihn zumeist.

In der Schule selbst, in der Durchführung der offiziellen Themen, welche den Lernenden gegeben wurden, herrschte strenge Disziplin und Autorität; jeder bemühte sich so gewissenhaft, als nur möglich, den Strich und die Linien seines Lehrers nachzuahmen, ohne der eigenen Individualität Einfluß zu gestatten. Im Prinzip mag das wohl richtig sein, denn es gibt auch in dem bedeutendsten Leben eine Entwicklungsstufe, wo es unendlich wichtiger ist, fremde Autorität zu fühlen, als eigene Inspirationen zu bethätigen und Piloty selbst hält dies Prinzip in seiner eigenen Schule aufrecht. Allein die Regel hat auch ihre Klippen. Denn wer wollte verkennen, daß so manche Persönlichkeit dabei mehr verstimmt als erzogen wird, daß ein seltener Scharfsinn dazu gehört, um die leisen Grenzen zu fühlen und zu achten, wo das Recht des Schülers auch gegen den trefflichsten Meister beginnt. Wird dies Recht verkannt, dann überkommt gar leicht ein Gefühl der inneren Entfremdung und Verstimmung den Lernenden, der sich allzu strenge von seinen eigenen Wegen abgedrängt sieht; er wird nicht mehr gefördert, sondern gelähmt. Den vollen Gewinn einer unbedingten Autorität dem Schüler zuzuwenden und ihm dennoch die volle Selbständigkeit seiner eigenen Individualität und seines Talentes zu sichern bis die Stunde dafür gekommen ist, das ist der Höhepunkt alles Lehrberufes; es ist Piloty mit einem Schüler wie z. B. Defregger gelungen, ihm selber war solche Führung nicht beschieden.

Es soll dies wahrlich kein Vorwurf gegen die herrlichen

Männer sein, welche damals an der Münchener Kunstschule wirkten und deren großartiges Schaffen wir laut bewundern, deren Piloty selbst nur mit inniger Verehrung gedenkt — aber ein großer Schöpfer kann nicht immer ein großer Lehrer sein, und keine Bewunderung kann seine Schüler über das Bewußtsein innerer Gegensätze hinwegheben. Wer will es dem stürmischen fünfzehnjährigen Jüngling verargen, daß ihm mancher Tag in finsterner Bestimmung verging, daß tiefer Widerspruch ihn bedrängte, daß er sich einsam fand.

Er verehrte ja seine Meister, er liebte seine Kunst, er lernte unermüdetlich in seiner Schule, aber eines fehlte ihm; in einem Worte läßt sich vielleicht sein ganzes Leid von damals zusammenfassen — er fühlte sich nicht verstanden. Er hatte keine Führerhand, die den Kampf um sein künstlerisches Werden mitkämpfte, wie er es einst an so manchem seiner Schüler that.

Cornelius war ganz mit der Vollendung seiner großartigen Kräfte beschäftigt, und für ihn war es unmöglich, daß er der Entwicklung jedes einzelnen Schülers folgte; die Kompositionsklasse leitete Schnorr von Carolsfeld, und auch auf seiner Hand lag die Pflicht gewaltiger eigener Schöpfungen. Er war in hohem Maße liebenswürdig und zuvorkommend gegen seine Schüler, auch im Hause desselben verkehrte Piloty viel, aber stets gefiel ihm der Meister selbst weit besser, als die Lehren, die er ihm gab. Er zeichnete damals die Geschichte des barmherzigen Samariters, einen Karton, der ganz im strengen Stile der Zeit gehalten ward; Schnorrs Meinung war, er solle Kupferstecher werden.

Da riß ihn das Geschick mit einem Schlage aus dieser Bedrängnis, aus diesen unglücklichen Gefühlen empor; ein schweres wirkliches Unglück hatte ihn durch den unverhofften Tod seines Vaters getroffen, und dieser Lage gegenüber fand er rasch wieder jene mächtige Entschlossenheit, die so tief in seinem Wesen liegt. Seine Familie und die Anstalt seines Vaters waren mit einem Male verwaist, er war der älteste Sohn und auf seiner Thätigkeit beruhte nunmehr die Existenz der Seinen. Sein Weg war ihm gewiesen; ohne sich lange zu bedenken, verließ er seine Studien auf der Akademie und übernahm als sechszehnjähriger Jüngling die Leitung der lithographischen Anstalt.

Nicht ohne schwere Kämpfe gelang es ihm, sich jene Stellung auch moralisch zu erobern, die ihm das Unglück seines Hauses thatsächlich aufgedrungen. Es waren nicht so wohl die Kenntnisse, woran es ihm gebrach, auch rastlose Thätigkeit war ja immer sein eigen und darin kam er den besten seiner Arbeiter gleich; aber was ihm mangelte, und anfangs mangeln mußte, war das Ansehen bei seinen Untergebenen, war die Autorität. An Stelle des erfahrenen Mannes stand nun ein halbgewachsener Jüngling. Auch er selber fühlte gar wohl diese Lücke seines neuen Amtes und auf diesen Punkt warf sich bald seine ganze Energie; durch volle Tüchtigkeit erzwang er sich die Geltung, die ihm seine Jugend zu versagen schien, er war der erste, der kam und der letzte, der ging, einen Gehilfen, der ihm den Gehorsam verweigerte, entließ er stehenden Fußes vor den Augen der anderen.

So war er seiner schwierigen Stellung bald in jeder Weise gewachsen, das angeborene Talent der Leitung, das ihm später so großen Erfolg gebracht, kam ihm hier schon zu statten, bevor er sich dessen noch selber bewußt war. Das freilich, was er innerlich dabei gelitten, sahen die anderen nicht; er fühlte es wohl, daß er den Weg verlassen, auf den ihn alle Sehnsucht zog, daß er das selbständige künstlerische Schaffen dahin gegeben für den Kampf ums Dasein. Manich langen Tag, manch langes Jahr sah er vor den schweren steinernen Platten, aber ganz konnte er doch der künstlerischen Weise nicht entsagen, wie er sie einst geißt, und wenn sein Tagewerk vollendet war, dann zeichnete er oft bis Mitternacht an eigenen Entwürfen, und früh morgens um fünf Uhr ging er hinaus ins Grüne, die Staffelei selbst über der Schulter tragend, um nach der Natur zu malen. Natur — sie war ja immer sein Ideal!

In diesen schlimmen Tagen war Karl Schorn, der ihm später verschwägert ward, seine treueste Stütze; er gönnte ihm

in seinem Atelier ein Plätzchen, wo Piloty in freien Stunden malte, aber ebenso sehr wie seinem Pinzel, bot er auch seinem Herzen Hilfe. Schorn war aus Düsseldorf nach München gekommen, wo er zu Cornelius in warmer Beziehung stand; sein Rath war hochgeachtet bei der gesammten Akademie, aber trotz der klugen Besonnenheit gebrach es ihm nicht an jener lebendigen pulsirenden Frische, an jenem Feuer, das allein Macht über die Jugend hat. Mit durchdringendem Verstande begabt, war er doch eine volle Künstlernatur, ja er bedeutete und er verkörperte in diesen Jahren der Entsagung für Piloty die Kunst; — durch Schorn allein blieb er in Fühlung mit seinen künftigen Zielen.

Endlich ging auch diese Zeit der Prüfung zur Neige, das Gedeihen der Anstalt war in einer Weise sicher gestellt, daß Piloty ihre Leitung in fremde Hände geben, daß er sich wieder ganz der eigenen Arbeit widmen konnte.

Eine neue Epoche seines Daseins begann; die schweren Tage, die er durchgemacht, waren zwar keine Schule der Kunst gewesen, aber sie waren eine Schule des Lebens, und als gestählter Mann trat er nun seiner Zukunft gegenüber. Sie sollte ganz und voll der Kunst gehören, mit eigenem Willen ging er aus Werk, um das Veräumte nachzuholen; aber er wollte diesmal ganz seine eigenen Wege gehen und nur malen, was er selbst gesehen, was ihm selber das Herz bewegt.

Die ersten größeren Bilder, die auf diese Weise entstanden, waren die „sterbende Mutter“ und dann die „Amme“; beide hatten durchschlagenden Erfolg und das letzter genannte kann gewissermaßen als der erste Markstein auf Pilotys künstlerischem Wege gelten. Das Motiv ist einfach genug, es zeigt uns den Besuch einer jungen Amme in dem Bauernhause, wo ihr eigenes Kind kümmerlich verpflegt wird, während das fremde Kind auf ihren Armen gedeiht; es zeigt den ganzen wehmüthigen Konflikt menschlicher Geschichte und darin wurzelt wohl die Macht, die es über die Menschen gewann. Man fühlte, es war nicht bloß ein Bild, es war ein Erlebnis.

Aber der rastlose Geist des jungen Künstlers drang weiter; an historischen Stoffen wollte er nun seine Kraft versuchen und vor allem an jener Gestalt, in die er sich mit einer fast grübelnden Leidenschaft hineingedacht — an der Geschichte Wallensteins. Was ihn so seltsam fesselte an dieser düsteren Größe, das war deren riesige Thätigkeit. Unablässig, ja mit verfolgender Gewalt stand das Bild des hageren Mannes vor seiner Seele, der Armeen aus der Erde stampfte, der sie vernichteten sah und wieder neu schuf, der mit dämonischer Macht auf die Seinen wirkte.

Piloty hatte damals sein Atelier in der Karlstraße genommen; dort saß er abends bei der Lampe, wenn der Arbeitstag vorüber war und las, aber er las wie er malte, mit jener energischen Phantasie, die aus jeder Zeile Gestalten zaubert; er starrte stundenlang auf das offene Buch, und durch den dämmernden Raum seiner Werkstatt zogen die Bilder im langen Reigen wie ein wildes Heer. Er las die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, er sah die Scharen Terczys und Piccolominis, die zehenden Generale beim Mahl und Senis Gestalt, wie er dem Herzog das Horoskop stellt — was mußte sich in Senis Zügen spiegeln, wenn er nun nach wenig Tagen vor die Leiche des großen Friedländers trat? Die Bilder jagten sich, aber dies Bild stand still vor seiner Seele, es blieb ihm kein Weg, sich von dem mächtigen Eindruck zu befreien, als daß er es malte. Dann trat es aus dem Inneren in die Außenwelt, er mußte es mit dem Pinzel aus dem Herzen lösen.

Aber schweren Kampf sollte das Werk ihn kosten. „Ich habe all meine Bilder der öffentlichen Meinung abgerungen,“ sagte Piloty oft, „doch solche Schwierigkeiten hat mir kein anderes gebracht.“ Und das war begreiflich genug; es war zu Beginn der fünfziger Jahre, wo die Ereignisse Münchens sich noch ganz darauf beschränkten, was es in künstlerischer Beziehung leistete; da war es denn bald bekannt geworden, welch seltsamen Stoff sich der junge Maler gewählt, dessen Talent so viel versprach. „Pui, pui!“ rief ihm König Ludwig über die Straße zu; „weiß schon, Sie malen eine Leiche — pui, pui —“ und auch Meister Schwind vertrat ihm den Weg,

um ihn freundschaftlich abzukanzeln. Beide kannten sich nur vom Sehen, ohne daß sie persönlich je ein Wort gewechselt, aber das hinderte den genialen Meister der „Sieben Raben“ nicht, frank und frei seine Meinung zu sagen.

„Nicht wahr, Sie sind der Piloty?“

„Ja wohl, Herr Professor.“

„Schämen Sie sich denn nicht, so ein Kerl, wie Sie, kommt als Leidenbitter daher?“ Das waren die Worte Schwinds; daß die Lehrer der Akademie sich tadelnd äußerten, schien natürlich, und ohne Zweifel wäre jede minder selbständige Natur wankend geworden, aber Pilotys zähe Kraft fühlte sich nur gestärkt durch den Widerstand. Unbeirrt durch hohe wie durch niedere Kritik, führte er das gewaltige Bild zu Ende, das zuletzt einen wahren Sturm des Beifalls hervorrief und das noch heute der adäquateste Ausdruck für Pilotys künstlerisches Wesen ist. Es fand seinen Platz unter den Meisterwerken der neuen Pinakothek, sein Besitzer ward — König Ludwig I.

Viel konventioneller als dies Werk, das ganz aus der Initiative des Künstlers hervorging, war natürlich ein anderes Bild, das noch vor Seni vollendet ward und die Gründung der Liga darstellt. Es war für das Maximilianeum in München bestimmt und wenn auch der Stoff die ganze Sprödigkeit besaß, die allen Haupt- und Staatsaktionen eigen ist, so war er doch aus jener Zeitperiode genommen, die Piloty geistig am nächsten stand. Denn wiederholt griff er selbst in späteren Jahren, als schon die Meilenbilder aus der römischen Geschichte vor ihm standen, in jene Tage des dreißigjährigen Krieges. Ein Bild, das nach Amerika bestimmt war, zeigt uns den Augenblick, da die Leiche Wallensteins aus dem Gemache getragen wird, auf einem anderen erhält der Winterkönig Friedrich von der Pfalz während eines Gelages die Kunde, daß die Schlacht am weißen Berge verloren sei; das bedeutendste aber, ein Meisterstück an Stimmung, stellt uns Wallensteins Zug nach Eger dar. Ueberwältigend füllt der Beschauer hier das ganze Verhängniß, dem Friedlands Sterne entgegen gehen.

Piloty war kein Künstler, der an der Scholle hing und der das Geheimniß der Kunst nur im eigenen Hause zu finden glaubte; er wollte Länder und Völker sehen, er wollte in der Fremde lernen. Belgien mit seinen trefflichen Coloristen, Frankreich mit seiner weit überlegenen Technik, Italien mit seinem Zauber der Antike, das suchten die Ziele sein, die ihm zunächst vor der Seele standen. 1858 ging er mit drei Begleitern, unter denen sich Lenbach befand, nach Rom; in Vicenza und in Benedig, in Siena und in Florenz, kurz in all den großen Heimstätten der Kunst, an denen Italien so reich ist, ward Halt gemacht und reiche Lehre gewonnen. Die eigentliche Frucht dieser Reise aber ist das riesige Bild des Nero, zu dem ein Zufall die Inspiration gab. Es war in Florenz, in der Werkstatt eines Bildhauers, dem Piloty seit lange befreundet war und vor den beiden Künstlern stand ein Korb mit allerliebsten marmornen Amoretten. Der Florentiner konnte nicht genug erzählen, wie viel Beifall und Gewinn er beim Publikum damit erziele; aber der deutsche Meister schüttelte voll Unmuth den Kopf und wollte nicht begreifen, wie man in Florenz derartige Kleinigkeiten machen könne.

„Du lebst doch hier auf so großem klassischen Boden, warum machst Du nicht auch einmal etwas wirklich Großes?“

Lachend und leichtblütig sah der andere zu ihm empor.

„Gut, gib mir nur erst den rechten Stoff.“

Das war nun freilich nicht das geringste, die Frage kam verblüffend; aber blüthartig erwiderte der Maler: „Nach einmal Nero auf dem Schutte Roms, mit der Lyra in den Händen, zu seinen Füßen eine Gruppe gemordeter Christen!“

Er hatte früher noch nie an das Motiv gedacht; es war die Erfindung eines Augenblicks.

„Willst Du, daß ich mich einperren lasse,“ erwiderte der Bildhauer lachend, „wenn ich auf solche Weise den Triumph der Heiden über das Christenthum verherrliche?“ Nein, nein, mein Bester, mache Du nur das selber!“

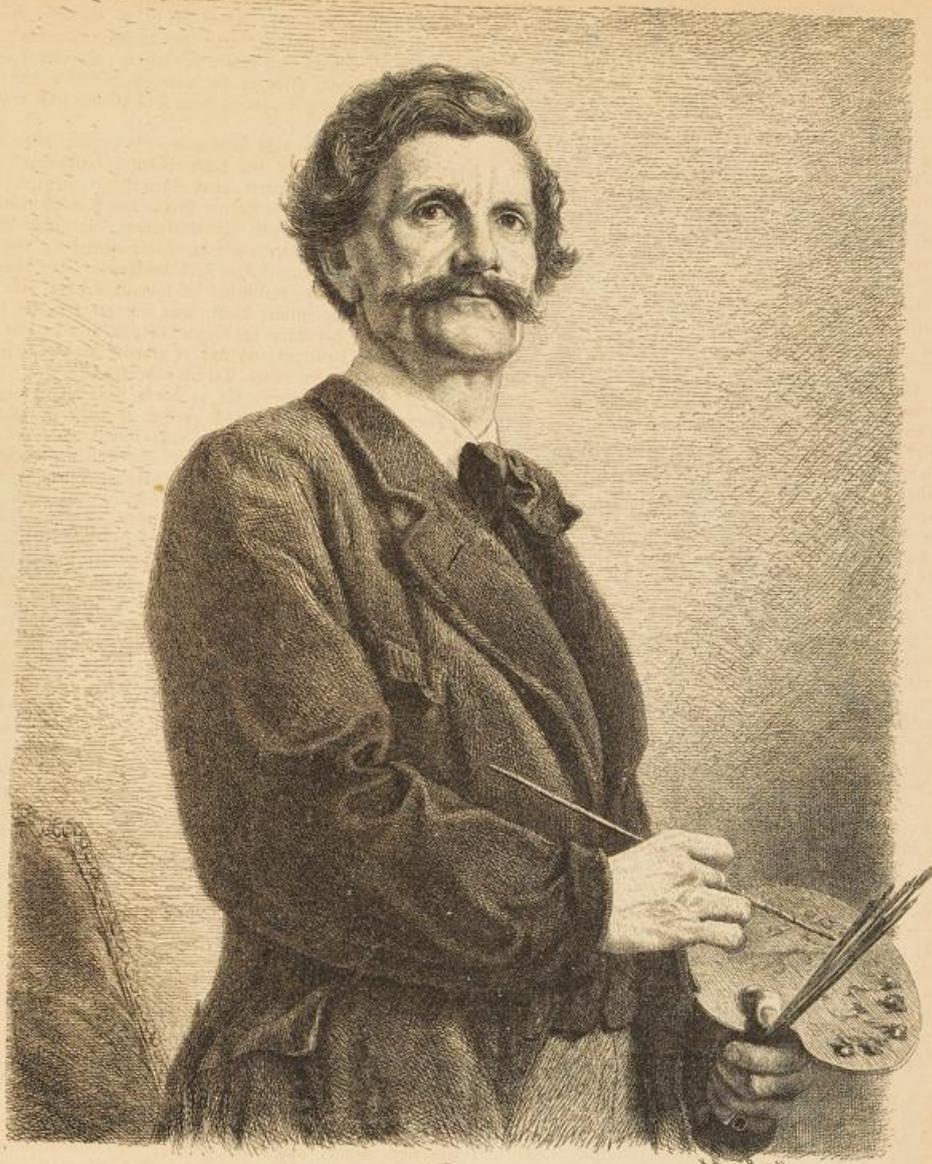
Piloty ging von Florenz nach Rom — aber der Funke, den er ausgeworfen, war auf ihn zurückgefallen und brannte

tiefer und tiefer in seiner Seele, Nero ward an ihm selber zum Tyrannen. Er mußte die Arbeit zuletzt in Angriff nehmen, allein er hatte sich schon so tief in ihre plastische Durchbildung hinein gedacht, daß es ihm schwer fiel, nur mit Pinsel und Stift ans Werk zu gehen. Als er die nöthigen Studien nach der Natur vollendet, ging er zurück nach Deutschland und begann das kolossale Bild.

Es war anfangs nicht so gedacht, wie es sich später entwickelte, sondern es sollte, den Räumlichkeiten entsprechend, für die Graf Palffy es bestimmt, zwei Seitenflügel erhalten, auf denen verurtheilte Christen sich um Petrus und Paulus scharten; das riesige Mittelblatt gab der Entfaltung cäsarischer Weltmacht Raum. Erst später ward die Zusammenfassung des gewaltigen Stoffes in ein einziges Feld beschlossen. Der schweren Klappen, einen Stoff „realistisch“ zu behandeln, den man sich unwillkürlich streng stilisirt denkt, war sich der Künstler wohl bewußt; er sah den Lärm der Gegner voraus, aber es war nun einmal so seine Ueberzeugung und es gebrach ihm nie an jenem Muthe, ohne den ein echtes Talent undenkbar ist.

Während der Arbeit, als er kaum sein Atelier in der Akademie bezogen, kam Kaulbach zu ihm, begleitet von Pettenkofer, und der Eindruck, den diese erste Unterredung mit dem gewaltigen „Maler der Weltgeschichte“ auf Piloty gemacht, ist noch heute in demselben lebendig. Kaulbachs Stimmung war wechselvoll; er konnte schroff und ablehnend sein, daß man darüber erschraf, aber wenn er liebenswürdig sein wollte, dann war er es in einer Weise, die etwas Hinreißendes besaß. So war es an jenem Tage; er hatte sich erschöpft im Lobe über die Komposition und ihre einzelnen Details und immer wieder betonte er, mit dem Finger auf die Leinwand deutend: „Schutt, Schutt, das ist das einzige Piedestal für Nero.“ Bis ins kleinste ward der Gegenstand und seine mögliche Behandlung besprochen, und Piloty war begeistert über die glänzende Fassungskraft, womit der berühmte Meister jeden Gedanken, den er selber nur andeutungsweise aussprach, sofort begriff und weiter gestaltete; noch nie hatte er sich so in seinem künstlerischen Wollen verstanden gesehen; noch nie hatte er so über einen künstlerischen Plan gesprochen. Allein die Unterredung, die mehrere Stunden gedauert, erhielt ein unerwartetes Nachspiel; auch Kaulbach war von ihr in solchem Maße angeregt, daß er sich alsbald an die Arbeit machte und ebenfalls ein Nero-Bild begann, den großen Karton, der später durch die Photographie bekannt ward. Pilotys Delgemälde, dem die verdiente Anerkennung nicht fehlte, befindet sich jetzt im Nationalmuseum zu Pest.

In die Epoche, da Nero entstand, fällt indes ein Ereigniß, das für die persönliche und künstlerische Wirksamkeit unseres Meisters vom höchsten Belang war, das der Kraft, die in ihm ruhte, erst volle Bahn schuf. Das war seine Berufung zum Lehramt. Schon gegen Ende der fünfziger Jahre, da Piloty noch ganz auf sein Atelier in der Karlstraße beschränkt war, hatte sich ein kleiner Kreis von Schülern um ihn gesammelt; denn es schien ja unmöglich, daß ein so eminentes Beruf, wie ihn Piloty zum Lehrer hat, erst des äußeren Rufes bedürfte, um sich zu bethätigen. Auch wenn er niemals zum „Professor“ berufen worden wäre, hätte er doch die Schule gefunden, die er heute sein eigen nennt; allein das mindert nicht das Verdienst der Regierung, wenn sie die Sache des Talents zu ihrer eigenen macht. Es war der Minister von Jweßl, der dafür die ersten Schritte that, und seine Initiative erscheint um so dankenswerther, da es an Widerstand von allen Seiten nicht fehlte. Am tiefsten aber war Piloty selbst erregt über den Antrag, der ihm zugegangen, sein feuriges Herz schlug den großen Zielen entgegen, die damit seinem Leben gegeben wurden, aber seine Gewissenhaftigkeit sträubte sich, zu herrschen und so manchen begabten Jünger auf andere Wege zu leiten. Denn dessen war er sich wohl bewußt, daß es neue Bahnen waren, die er ging, daß er die Tradition durchbrochen, die für so viele der einzige Halt und der Erfolg der schöpferischen Selbständigkeit ist. Für ihn selber war dieser neue Weg gewiß das Rechte, darüber war er sich völlig klar, und auch den wenigen Schülern gegenüber, die ihn selbst zum Lehrer gewählt, ohne daß er ein Lehramt hatte, fühlte er sich von jeder Verantwortung frei; aber anders



Carl Plötz

Nach einer Habirung von Prof. J. L. Raab in München in Holz geschnitten.

(Verlag der Montmorellonschen Kunsthandlung in München.)

lagen die Dinge, wenn er nun der offizielle Führer einer Schule ward, wenn seine Leitung von Staatswegen den jungen Künstlern geboten würde. Vielleicht empfand er unbewußt den Zug überlegener Herrschermacht, der in ihm lag, dem keiner sich würde entziehen können, und zögerte deshalb, eine beherrschende Stellung anzunehmen, vielleicht ahnte er es selbst noch nicht (wie es ja bei so vielen genialen Menschen geschieht), wo der eigentliche Kern seiner Kraft lag — aber wie dem auch sei,

psychologisch merkwürdig bleibt es immer, daß ein Mann, der so der geborene Lehrer war, sich so ernstlich bedenken konnte, ein Lehramt anzunehmen. Der Kampf, welchen der Künstler damals mit sich austrug, gereicht dem Menschen wahrlich zur hohen Ehre.

Nach langer Weigerung entschloß er sich zuletzt (im Jahre 1858), die angebotene Professur zu acceptiren, aber zunächst ohne jeden Gehalt; vier enge Ateliers in den Rückgebänden der

Akademie wurden ihm überwiesen, und dort versammelte sich nun die kleine Garde, die den Stamm der nachmals so berühmten Pilotyschule bildet. Er selber siedelte mit seinem Nero erst 1860 in das Akademiegebäude über, und nun erst trat er in den formellen Wirkungskreis der übrigen Professoren ein.

Es währte indes nicht lange, als er vor einen neuen Wendepunkt seines Lebens gelangte; denn in Weimar war so eben eine vielversprechende Kunstschule gegründet worden, und als Direktor derselben wurde Karl Piloty berufen. Der Antrag hatte unzweifelhaft viel Verlockendes, vor allem für eine Natur wie die seinige; es war ihm freies Feld für die ganze Organisation gelassen und der weiteste Spielraum für seine eigenen Pläne; die ganze Schule wäre wie ein Mann mit ihm gezogen und der Großherzog selbst bot alle erdenklichen Mittel auf, um ihm den Entschluß zu erleichtern. Er geleitete ihn persönlich, als Piloty zu näherer Auskunft nach Weimar kam, durch alle Räume des Schlosses und der Wartburg; begeistert stellte er ihm die Zukunft seiner neuen Stellung dar und wollte ihn um keinen Preis entlassen, ohne sein Ehrenwort, daß er komme. Aber auch die Heimat hatte ihr Recht, wenn sie freilich weniger zu bieten hatte, und Piloty war bereit, dies Recht zu achten, falls man nur einigermaßen seinen Bedingungen entgegen käme. Dieselben waren nicht auf seinen eigenen Vortheil gestellt, sondern gipfelten lediglich in dem Wunsche, daß ihm für die Entfaltung seiner Schule ein passender Raum geboten werde; darauf ging der Minister bereitwilligst ein und also blieb Piloty für München erhalten.

Die Zahl seiner Schüler wuchs nun mit jedem Jahre, und die bedeutendsten Namen, welche die jüngere Künstlerwelt jetzt zählt, traten damals in ihre Reihen, er selber aber gab sich mit aller Kraft seiner Seele dem neuen Lehramte hin; es war der Mittelpunkt seines Denkens, seiner Arbeit, seines ganzen Seins. Nicht eine doktrinaire, sondern eine schöpferische Thätigkeit in eminentester Sinne wollte er üben, er gestaltete das freie ungezügelt Talent, das ihm in Masse entgegen strömte, erst zu künstlerischem Denken, er hielt die ungeheime Genialität zurück und riß den Jüngernden mit sich fort — wer Pilotys künstlerische Persönlichkeit richtig verstehen will, der muß ihn in seiner Schule gesehen haben!

„Die Schule“ — das ist gewissermaßen seine geistige Lebensluft und der Boden seiner eigentlichen Kraft, er betrachtete sie wie eine zweite Familie, die sich um ihn geichart und die treulich festhält an der Erinnerung ihrer einstigen Gemeinschaft, wie weit auch ihre Lebenswege und ihre künstlerische Richtung später auseinander gingen. Makart und Defregger, Gabriel Max und Lenbach, Gräuner und Liezen-Mayer, von Angeli und Kurzbaner — welch grundverschiedene Entwicklung haben sie genommen und dennoch sind sie alle die geistigen Kinder eines Hauses! In einem Buche, das daheim auf dem Tische liegt, in seinem trauten gothischen Edgemaach, sind sie alle versammelt, 72 Bildnisse aus allen Völkern und Ländern, aus allen Geistes- und Alterskreisen; da legte er vor meinen Augen die sehnige Hand auf dies Buch und sprach:

„Das ist die Arbeit meines Lebens, das sind meine Leute. Es ist nicht jeder etwas Hervorragendes geworden, aber so viel ist jeder geworden, als aus ihm werden konnte.“

Bemerkenswerth erscheint uns noch, daß gerade unter den jüngeren Schüler sich viele befinden, die zur Kunst erst übertraten, nachdem sie ihre wissenschaftlichen Studien vollständig zurückgelegt und ihr Staatsexamen mit glänzendem Erfolge bestanden; denn dies ist eine völlig neue Erscheinung in den Traditionen unserer Malerwelt. Wie werthvoll aber der Zuwachs an allgemeiner Bildung ist, den die Schule damit erhält, das weiß Piloty selbst vielleicht am besten zu schätzen, der ja auch im eigenen Verkehr den wissenschaftlichen Kreisen nahe steht. Trotz der vermehrten Sorgen und Mühen, die er seiner Schule widmete, stand doch auch sein eigenes Schaffen niemals stille, sondern im Gegentheil, es drängte rastlos ins Größere und Weite; der Zug von Unermüdblichkeit, der durch sein ganzes Wesen ging, ließ ihn nicht ruhen. Schon 1862 entwarf er die Pläne zu dem Riesenbild „Thusnelde im Triumphzug des Germanikus“; es waren noch die Geister Roms, die ihn seßelten.

Piloty hatte damals eben den Tacitus gelesen, und die berühmte Stelle, worin dieser die Gestalt der deutschen Fürstin schildert, die durch ihre keusche Erhabenheit allen Stolz der Sieger überstrahlt, traf ihn dermaßen, daß ihm das Bild sofort vor der Seele stand. Drei Jahre vergingen zwischen dem ersten Entwurf und der endgültigen Feststellung der Skizze, die in einem stillen Hause am Starnberger See vollendet ward, wo das Rauschen deutschen Waldes herüberklang. Dort lagen die Bücher Strabos vor ihm aufgeschlagen, der den ganzen Zug in eingehendster Weise schildert, und aus dem fast das ganze prächtige Detail entnommen ist; das Bild selbst, welches auf der Wiener Weltausstellung seinen Platz im Ehrensaale fand, gehört der neuen Pinakothek zu München.

Natürlich fallen in das volle Jahrzehnt, das diese ungeheure Arbeit in Anspruch nahm, noch eine Reihe anderer Werke; man könnte sie große Bilder nennen, wenn nicht das Riesenformat der Thusnelde jeden Maßstab benähme. Der römischen Geschichte gehört noch die „Ermordung Cäsars“ an, alle übrigen entnehmen ihren Stoff aus der neueren Zeit. So ist auf einem derselben (das sich, wenn wir nicht irren, in Königsberg befindet) der dramatische Moment gewählt, da die Soldaten des dreißigjährigen Krieges ein Frauenkostüm bestürmen und die Nonnen ihnen in langem Zuge entgegenzueilen, auf den Schultern das Marienbild tragend, um die rauhe Schar zu entwaffnen.

Zwei andere Bilder, die auch in der ersten Hälfte der sechziger Jahre entstanden, stellen die beiden großen Entdecker dar — Columbus und Galilei. Auf beiden erblicken wir nur die Hauptgestalt, in ihr soll sich die ganze Bedeutung des Augenblickes verkörpern, das Interesse soll nicht zerplittert werden durch das Gedränge umgebender Figuren. Columbus ist in der Stunde gedacht, wo er einjam an Bord sieht und in der Ferne das erste Land erblickt, in der Stunde, da die ganze Wonne des Findens sein Herz ergreift; Galilei aber steht in Kerker, durch dessen Fenster die Sonne bricht; vor ihm liegt die Bibel und an der Mauer stehen die Worte: *o par si muove*. Nur in der Ecke des Fensters sieht man schattenhaft die Köpfe zweier Dominikaner, die die Gedanken des Gefangenen belauschen.

Die folgenden Gemälde führen uns in das Gebiet der englischen Geschichte, in das verhängnisvolle Geschick der schönen Anna Boleyn. Wir sehen sie beim glänzenden Feste, wie sie abwärts in einer Nische die Huldigungen des Königs empfängt, wie ihr Glückstern aufsteht, aber nur allzukurz sollte er ihren holden Augen leuchten. Das zweite Bild (das nach Lugano kam) zeigt uns den Tag der Verführung, er ist ihrer müde geworden und der sunfelnde auf die Erde gehetzte Blick läßt sie erkennen, daß ihr Loos in seiner Seele beschlossen ist. Es wird Nacht vor ihren Augen — Kerkernacht — Todesnacht.

Die Erscheinung Heinrichs VIII hatte für Piloty stets etwas besonders Fesselndes, obwohl sie ihn menschlich abtieft — „aber es gibt keine zweite historische Persönlichkeit.“ sprach er oft, „bei der sich die äußere Erscheinung und das innere Wesen so völlig decken, die so sehr aussieht, wie sie war.“

Das Bild aus der französischen Revolution, das uns den kleinen Dauphin (Ludwig XVII) zeigt, der bei dem Schuster Simon „in Pflüge“ war, ist den Lesern bekannt; ein zweites Bild aus derselben Epoche behandelt die Girondisten, die zum Tode gehen.

Da stand denn Piloty mitten in Schule und Arbeit, als 1869 ein neuer Ruf an ihn erging, der ehrendste, den wohl ein deutscher Künstler erhalten konnte. Er sollte die Leitung der Berliner Akademie übernehmen. Die Bedingungen, die ihm geboten wurden, waren natürlich glänzend; vor allem, da sie bedeutende Aufträge für das neue Museum in sich schlossen. Ein eigener Abgesandter war nach München gekommen, um mit ihm zu unterhandeln und den Versuchen zu begegnen, die man in München machen würde, ihn festzuhalten. An solchen Versuchen fehlte es begreiflicher Weise nicht, man konnte zwar mit dem Angebot der nordischen Metropole nicht gleichen Schritt halten, aber was materiell fehlte, das ersetzte der Gedanke der Heimat. Auch diesmal gewann das Gefühl, sein Schaffen und

seine Schule an die Vaterstadt zu knüpfen, die Oberhand; Piloty lehnte den glänzenden Antrag ab. Daß sich München bemühte, die Ehre zu vergeten, die ihm dadurch erwiesen ward, ist nur natürlich, und eine Reihe glänzender Auszeichnungen, die mehr als einen formellen Charakter hatten, gaben dem Meister den Beweis, was seine Gegenwart für unsere Stadt bedeutet. Als im Jahre 1872 die Universität ihr vierhundertjähriges Jubiläum beging und mehrere erlauchter Namen honoris causa mit dem Doktorat bescheidete, da befand sich unter ihnen auch Karl von Piloty. Durch den Orden der bairischen Krone war ihm der persönliche Adel verliehen worden; das Kapitel des Maximilianordens, den Max II gestiftet und der die Spitzen der geistigen Aristokratie von Deutschland umfaßt, ernannte ihn zum Ritter. Nur gelegentlich sei hier erwähnt, daß sämtliche Ritter hoffähig sind, denn es zeigt dies vielleicht am besten die hohe Achtung, die der edle und feinfühligste Fürst dem Adel geistiger Arbeit sollte.

Zur Weltausstellung in Wien (1873) wurde Piloty in offizieller Eigenschaft gesendet, um der Jury für bildende Kunst zu präsidieren; die vereinigten Urtheilungen aller Künste hatten Meisthonorar zum Vorsitzenden erwählt, mit dem er von wiederholten Pariser Aufenthalten in freundschaftlichen Beziehungen stand. Trotz der in der Mitte liegenden politischen Ereignisse blieben dieselben auch diesmal ungetrübt.

Am 7. April 1874 starb Kaulbach, der Großmeister der deutschen Kunst, der seit 25 Jahren das Direktorium der Münchener Akademie geführt; Piloty hatte noch die Anerkennung erfahren, daß er seinen einzigen hochbegabten Sohn (Hermann) zu ihm in die Schule gab. Ein glänzenderes Zeugniß für seine Lehrersfolge, ja für den Ausgleich zweier Kunstepochen ließ sich nicht denken.

Wer aber sollte nun zum Nachfolger des großen Todten berufen werden — es trat die alte historische Frage auf, die einst der tapferste Degen des Frankenreiches gestellt; sollte nicht der auch den Namen des Herrschers führen, in dessen Händen die Macht des Herrschers ruht? Man konnte weite Umschau halten, und es gab keinen Künstlernamen in München, ja in den deutschen Gauen, der das als Lehrer bedeutete, der diese Ueberlegenheit der Führung besaß, wie sie Piloty hatte, und so erschien es nur natürlich und gerecht, daß dem Ersten auch der Platz des Ersten zu Theil ward. Mit einem glänzenden Feste feierten die Schüler Pilotys, jung und alt, die Wahl ihres Meisters.

Unter den Bauten Münchens, die das letzte Jahrzehnt

geschaffen, ragt vor allem das neue Rathhaus hervor, das nicht nur im Style, sondern auch der Ausstattung nach ein deutliches Meisterstück werden sollte. Das Hauptbild des großen Saales ward an Piloty übertragen, es stellt die „Municipia“ dar, umgeben von allen bedeutenden Männern und Frauen, die im Verlaufe von sieben Jahrhunderten dort ihre Heimat oder im Mittelpunkt ihres Schaffens fanden. Daß es eine Herculesarbeit ist, diesen an sich so spröden Stoff fesselnd zu gestalten und den Miesentraum auch nur technisch zu bewältigen, auf dem sich mehr als hundert lebensgroße Figuren bewegen, wird niemand in Zweifel ziehen — aber nur wer diese leere Leinwand sah, ehe der erste Kohlenstrich darauf stand, nur wer den horror vacui selber empfand, den dieser Anblick wachrufen mußte, hat davon das volle Bewußtsein. Dies ist die Arbeit, mit welcher Piloty gegenwärtig beschäftigt ist, ihre Vollendung gehört bereits der Zukunft. Uns aber drängt es zum Schlusse.

Das Geheimniß von Pilotys Wirkung ist: er lehrt uns, was man lernen kann, und darüber hinaus ist die künstlerische Individualität vollkommen von ihm freigegeben; er erdrückt sie nicht, sondern er schägt und bewahrt sie. Er gibt seinen Schülern eine vollendete Technik, aber es ist Thorheit, wenn man behaupten will, daß er die Technik über den künstlerischen Gedanken stelle; nicht auf Kosten, sondern zu Gunsten desselben soll sie wirken, das können wir aus seinem eigenen Munde jener Kritik entnehmen, die bis zur Kritikelei verkleinert und klügelt, die überall zuerst nach Schwächen und Lücken sucht und es weit eher für einen Fund hält Mängel zu entdecken, als die Größe einer genialen Natur zu begreifen, zu empfinden. In diesem Punkte kann man den Deutschen nicht ernst genug die Wahrheit sagen; sie messen Schiller und Goethe und zerlegen jede geistige Kraft in ihre Atome, aber große Männer sind nun einmal keine Zahlen, die man unter einander schreibt und so lange von einander subtrahirt, bis nur Differenzen übrig bleiben. In jedem anderen Lande würde man mit ungetrübtem Stolz auf einen Mann blicken, der die moderne Kunst um einen europäischen Namen bereichert hat, und der in diesen Tagen geistiger Spaltung eine Schule zu gründen verstand, die unübertroffen in ihren Erfolgen und einzig in der begeisterten Treue ihrer Schüler ist — nur in Deutschland konnte dieser Name zum Erisapfel der Parteien werden! Ueber den künftigen und dauernden Werth derer, die ihrer Zeit das Beste geben, mag die Geschichte richten, die Gegenwart aber soll ihnen danken und sich freuen, sie zu besitzen.

Am Familientische.

Künstlerbildnisse.

(Zu dem Bericht auf Seite 93.)

Der Holzschnitt, welcher die vorstehend mitgetheilte Biographie des berühmten Malers und Münchener Akademie Direktors Karl von Piloty begleitet, ist einem Cylindus von Künstlerbildnissen entnommen, wie sie Johann Leonhard Raab, Professor der Kupferstecherkunst an der oben genannten Kunstakademie, direct nach dem Leben mit der Nadel auf Kupfer radirt hat. Auch das im XIII. Jahrgang S. 769 von uns publicirte Porträt des Bildhauers Kaspar Zumbusch war nach einem Original desselben Cylindus gefertigt, und demnach gedenken wir noch in gleicher Weise unsere Leser mit dem Bildnisse des in jungen Jahren zu einem Weltrauf gekommenen Bildhauers Franz Leubach erlernen zu können. Von den Originalradirungen sind bisher neun Blätter erschienen, welche außer den drei bereits genannten Künstlern uns noch den Architekten Neurentner, den Bildhauern Waagmüller und Knabl, die Maler Franz Wam, Defregger und Friedr. Volz vorführen. Diese Bildnisse erhalten dadurch, daß sie der Künstler, wie schon erwähnt, direct nach dem Leben mit der Nadel auf die Platte zeichnete, eine ganz eigenständige Freiheit der charakteristischen Auffassung und in der Ausführung einen heiteren flotten Zug, der jeden Beizhauer unwillkürlich fesselt, ein künstlerisch gebildetes Auge wahrhaft erwidert. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Künstlerradirung, welche ja in unseren Tagen einen besonderen Aufschwung und wohlverdientes Ansehen wieder gewinnt, hier auch im Porträtfache ihren alten hohen Rang einzunehmen beginnt, auf welchem Gebiete ja leider ihr ebenwohl wie alle anderen vervielfältigenden Künste die Photographie so ziemlich den ganzen Boden entzogen hatte. Wenn ein vollkommener Meister der Kunst, wie J. L. Raab, mit seiner vielgeachteten Nadel der Künstlerradirung fürs Porträtfach sich annimmt, kann weder Erfolg noch Nachfolge ausbleiben. Die mehrgenannten Blätter sind im Verlage der Montrossionischen Kunsthandlung in München erschienen. (Der Besitzer

dieser Handlung, Herr J. Raabinger, hat, nebenbei bemerkt, kürzlich auch Defreggers weltbekanntes Bild „Ball auf der Alm“ in einem großen kostbaren Stuch von Freisel herausgegeben.) Wer einen künstlerisch schönen und stets anregenden Zimmerschmuck unter Glas und Rahmen liebt, dem glauben wir mit diesem untern kurzen Hinweis auf die Raabschen Porträtradirungen einen willkommenen Fingerzeig gegeben zu haben.

Von den Kannibaleninseln der Südsee.

Vor hundert Jahren, zu Cooks Zeiten, fand jeder unternehmende Seefahrer, der in den Stillen Ozean hinauszog, ein paar kleine Inseln auf. Die Schiffer, die heute zu wissenschaftlichen oder mercurialen Zwecken die Südsee aufsuchen, entdecken nun dort allerdings keine neuen Inseln mehr, bringen uns aber noch immer interessante und neue Kunde aus jener wunderbaren Welt zurück, denn es gibt dort noch viele Eilande, von denen wir wenig mehr als den Namen wissen.

Während die Sandwich- und Tongaineln, auch Tahiti und mehrere andere mit dem Christenthum auch europäische Civilisation annahmen, neuerdings auch die Fidji- und Samoaineln in diese Bahn eintreten, verharren andere noch ganz im alten Naturzustande, so daß auf manchen selbst das Eisen noch ein wenig bekanntes Metall ist. Zu diesen Eilanden gehören theilweise die sogenannten Melanesischen Inseln im westlichen Theile des Stillen Ozeans, namentlich Neu-Island, Neu-Britannien, die Salomoninseln und der Santa-Cruz-Archipel. Sie sind nun vor kurzem von dem deutschen Kriegsschiffe „Gazelle“ besucht worden, und der Kapitän dieses Fahrzeuges, Freyherr von Schleinitz, hat über dieselben eine Abhandlung veröffentlicht, in der wir interessante Streiflichter finden.

„Die Salomoninseln,“ sagt Herr von Schleinitz, „haben dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt, daß man ihre Bewohner neben denen der benachbarten Santa-Cruz-Inseln gegenwärtig wohl als die

größten existierenden Kannibalen und die den Weissen überall am unverfänglichsten gegenüberstehenden Wilden bezeichnen muß. Der Grundlag, welcher hier fast durchweg herrscht, ist: „Jeder Fremde, der unsern Boden betritt, wird möglichst reich erschlagen und verbeut.“ Die Fidschionulaner sind auch als greuliche Kannibalen bekannt, aber sie essen sich doch nur gegenseitig auf und zeigen einigen Respekt vor den Weissen, und die Bewohner der Neu-Hebriden haben in Folge der Wirksamkeit der englischen Missionen bereits seit einigen Jahren angefangen, sich dieses Lasters zu schämen; bei den Salomonsinsulanern ist es aber noch in der schönsten Blüte.

Man hat vielfach gesagt, daß die Bewohner der Salomonen und benachbarten Inseln ihr summarisches Verfahren gegen Weisse deshalb anwendeten, weil sie in unverantwortlich barbarischer Weise von den Kapitänen vieler Aus- und Sandelholzschiffe behandelt worden seien. Die Thatfachen stehen allerdings fest, daß, um dem Arbeitermangel in Australien abzuhelfen, eine Zeit lang die an Bord gelodeten Wilden nicht bloss als Sklaven entführt und verkauft, sondern in unmenschlicher Weise auf den Schiffen behandelt und bei endlich ausgebrochener Nothvolle niedergeschossen und die Verwundeten dann dahnendweise lebend, zwei und zwei zusammen gebunden, über Bord geworfen worden sind, um sich dieser durch ihre Wunden sprechenden Zeugen zu entledigen, denn die Ueberlebenden konnten schon wegen der Unmöglichkeit, sich in Australien verständlich zu machen, nichts ausfragen. Es soll ferner feststehen, daß europäische und amerikanische Kapitäne die Wilden durch Geschenke an Bord gelodet haben, nur um ihnen die Köpfe abzuschneiden und diese gegen Sandelholz an Häuptlinge austauschen, deren Ansehen sich nach der Anzahl der in ihrem Besitze befindlichen Schädel richtete.

„Es kann“, rührt Freiherr von Sclernig fort, „bei diesem Zustande der Wildheit den englischen Missionsgesellschaften nicht Anerkennung genug gezollt werden, daß sie keine Gefahren und Opfer gescheut haben, und von Süden her beginnend, Schritt für Schritt ihrer religiösen und philantropischen Aufgabe Terrain eroberten. Viele von ihnen sind dabei erkrankt und verstorben, jedoch ist heute schon ein großer Theil der Fidschionulaner und der Neu-Hebriden dem Christenthume gewonnen und auf den südlichen Salomonsinseln sind ebenfalls schon Erfolge zu verzeichnen. Sie würden überall reichere und größere gewesen sein, wenn nicht konfessionelle Zwistigkeiten zwischen Evangelischen und Katholiken hätte verhindern können, so daß selbst Vertreibungen und blutige Kellen nicht zu den Seltenheiten gehörten. Trotz der Anerkennung, welche das englische Missionswesen im allgemeinen auf diesen Inseln verdient, muß man bedauern, daß überall die Form bei den Bekehrungen zu sehr in den Vordergrund gestellt wird. Es wird den Leuten z. B. fast überall gelehrt, daß Tabakrauchen eine große Sünde sei, und somit sehr gute eingeborene Hilfsgeistliche sind entlassen worden, weil sie einmal bei einer heidnischen Tabakspfeife getroffen wurden. Wer raucht, gilt nicht als voller Christ.“

So lange die Leute nicht mit den Missionaren mit andern Weissen einen Verkehr nicht hatten, ging die Sache. Sobald aber Kaufleute sich ansiedeln, entsteht bei den Eingeborenen ein unheilbarer Widerspruch, denn diese letzteren sind doch auch Christen — und rauchen. „Das ist“, meint Freiherr von Sclernig, „der Hauptgrund, daß überall ein Rückschlag im Christenthum konstatiert wird, wo in diesen Gegenden den Missionaren die Kaufleute folgen.“

Russische Badesuben.

Die Russen sind bei uns in Deutschland und wohl in den meisten civilisirten Ländern nicht eben als Meister von Reinlichkeit bekannt. Obwohl sich nun diese Ansicht nicht ganz widerlegen läßt, so besteht doch bei ihnen eine Einrichtung, die auf erste Bekämpfung der Unsauberkeit schließen läßt. Es gibt nämlich schwerlich ein Dorf im ganzen großen Reich, das nicht seine Badesube aufzuweisen hätte, und die Frequenz, deren sich diese Stätten der Reinlichkeit täglich und stündlich zu erfreuen haben, muß nothwendig das verkommenste Volk wenigstens einigermaßen rehabilitiren.

Zeit in Rußland eine Magd einen neuen Dienst an, so wird sie unter anderen Fragen gewiß auch die Stellen, welche Zeit in der Woche ihr für die Badesube gewährt werden könne, und der Knecht, der keine Handlanger hält darin keine Zeit so gut ein wie sie. Freilich sei hier gleich hinzugefügt, daß nur zu vielen unter ihnen tägliche Waschungen fremd sind, und daß sie die einmal wöchentliche Reinigung im Bade für vollkommen genügend erachten.

Wie gründlich sie aber dieses „Schenerfest“ vollbringen, davon überzeugt uns am besten ein Besuch in irgend einer Badesube für Frauen.

Vor dem Hause, das wie jedes andere aussieht, befindet sich stets eine kleine Bude, wo alte Frauen sogenannte patschonka fest halten; dies sind runde Bastwische wie die, welche wir zum Auswaschen des Kochgeschirres benutzen, nur gibt es hier solche von den weichsten und feinsten bis zu den größten Arten. Ferner ist die Bude von oben bis unten mit kurzen Beien von Birkenzweigen behangen, an denen noch die Blätter haften. Nachdem sich die Badesubigen hier mit Beien und Bastwisch versehen haben, treten sie durch wohlverschlossene Doppelthüren auf einen kleinen Vorplatz, wo die Badesfrauen von früh bis spät ihren heißen Thee schlürfen, der ihnen so wenig ausgeht wie der Thee ihres endlosen Gesprächs. Sehr erbet sich die eine und öffnet den Ankommenden die Thüre zum großen Ankleidezimmer, wo Bänke mit Haken darüber jedem Besucher einen passenden Toilettenraum gewähren. Nachdem man hier die Kleider abgelegt hat, wandert man

in paradiesischer Einfachheit hinüber in die eigentliche Badesube. Der Fußboden ist hier mit durchwärmten Fliesen bedeckt, rund um den weiten Raum, in geringer Entfernung von der Wand, läuft eine Lattebank und darunter hin ein feierlich gedeckter Abzugskanal, so daß sich auf seine Weise eine bleibende Wasserlache bilden kann. In der Mitte des Saales stehen große Kessel, welchen fortwährend kaltes und heißes Wasser zufließt; daneben befinden sich zahllose blankgeputzte Kupferbeden und große hölzerne Wasserhähner. Die angestellten Frauen bringen Beden und Schöpfer herbei, und nun beginnt ein ganz systematisches Ueberziehen des Körpers. Besonders geschickt handhaben diese Frauen das Waschen der Haare, die sie den Betreffenden lösen und von der äußersten Spitze bis an die Wurzel so sorgfältig behandeln, daß gewiß nicht die kleinste Schelme auf dem Kopfe bleibt.

Ist dann der ganze Körper mit der nassen Patschonta abgerieben, so steigt die echte Russin aus dem Waschsaal, wo bereits eine ganz gehörig heiße Temperatur herrscht, einige Stufen hinauf in die Schwitzkammer. Hier streckt sie sich auf die heiße Bank und läßt sich mit dem mitgebrachten Birkenbeisen von Kopf bis zu Fuß bearbeiten, das heißt richtig peitschen. Wenn in Folge dieser Behandlung der Schweiß ausgetrieben ist und alle Poren der Haut geöffnet sind, kommt sie, roth wie ein gelochter Krebs, herab und übergießt sich von neuem mit Wasser, bis sie ganz rein zu sein glaubt.

Noch viele Stunden lang sieht man den so Gewaschenen das Bad an. An den aufgedunsenen rothen Gesichtern, denen man meist gegen Abend an manchen Stellen begegnet, errätht man gar leicht die Nähe einer Badesube.

Der Preis eines Bades ist so gering — für die unteren Klassen beträgt er kaum zehn Pfennige — daß Jedermann sich ein solches gönnen kann. U. D.

Wie verschließen wir unsere Fenster?

Bei dem Herannahen des Winters — und der gestrenge Herr scheint sich dieses mal überaus früh breit machen zu wollen — sei es geklattet, die Feier des Dahins auf einen Unstund aufmerkiam zu machen, der sehr erheblich dazu beiträgt, sich eine warme behagliche Wohnung zu bereiten. Nicht die Feien sind es allein, nicht das Heizmaterial ist es, auf das man ein besonderes Augenmerk zu richten hat, denn diese sind, mögen sie gut oder nur mittelmäßig sein, immer noch unsere Freunde, und thun je nach Möglichkeit ihre Schuldigkeit, sondern Fenster und Thüren sind die Kältebringer, auf welche wir ein wachsameres Auge richten müssen, da sie im eigentlichen Sinne die Feinde der Wärme und die Bundesgenossen der Kälte sind. Sie zu bekämpfen, ist der Zweck dieser Zeilen. Ueberall hört man über sie klagen, sie tragen die Schuld an Rheumatismus, an Zahnschmerz, an kalten Füßen, an Augenleiden u. dgl., denn Zug kann auf die Dauer auch nicht der kräftigste Körper ertragen und noch viel weniger erkalteten Zug. Und doch geschieht so wenig, um diese Feinde zu verschrecken.

Wenn es hoch kommt, werden die Fenster mit Papier verklebt, so daß man sie im Winter nicht einen Augenblick öffnen kann, oder man nimmt Zugschleifen und vernagelt damit die Zimmer, ohne wirkliche Abhilfe zu schaffen. Und doch gibt es ein viel einfacheres, jahrelang verfallendes, nicht zu bemerzendes und dabei nie tragendes Mittel, einen jeden Zug zu verbannen, ohne daß das Öffnen der Fenster und Thüren auf den geringsten Widerstand stößt. Dies Mittel nennt sich „Luftverschließungsschulder“.

Sie sind dochartig aus einer feinen elastischen Baumwolle gefertigt und mit einem Leinwandüberzug versehen, sie lassen sich mit aufgeschliffenem Gummi arabicum in dem Fall eines jeden Fensters und einer jeden Thür anbringen, hindern, sobald sie einmal festkleben, was in wenigen Minuten der Fall, das Öffnen und Schließen nicht einen Augenblick und sind von geradezu überraschender Wirkung. Sie vertilgen absolut jeden Zug und schämen ebenso wirkungsvoll gegen das Eindringen schlechter Dünste, die bei Gassen und anderen Abflüssen so häufig durch die Parterrefenster in die Zimmer dringen. Schließen Thüren und Fenster gar zu schlecht, und werden sie so weit auseinander, daß ein einzelner Cylindernicht genügt, den Zwischenraum zu verschließen, so legt man mehrere über einander, bis die Dichtung gedeckt ist. Vor allem sehe man nach den Schwellen der Thüren, denn durch diese kommt, sobald sie abgetreten sind, in den meisten Fällen ganz hauptsächlich der Zug. Hier thut man am besten, wenn man die Cylindern an die Thür selbst und nicht in den Falz der Schwelle klebt, weil sie hier durch die Fußritte zu leicht vernichtet werden. Selbstverständlich ist es, daß man vorher die ausgetretene Schwelle durch ein neues überzunageltes Brett ergänzen muß. Billig sind die Luftverschließungsschulder allerdings nicht und ein Fenster mit 4 Zügeln kostet ungefähr 1 Mark 50 Pfg., aber dafür halten sie auch Jahre hindurch. Zu bekommen sind sie in jeder besseren Kurzwaarenhandlung, weiß und braun, je nach dem Anstrich der Thüren und Fenster.

Man mache nur einmal den Versuch, und man wird sofort den überraschenden Temperaturunterschied im Zimmer wahrnehmen, das den ganzen Tag über warm und behaglich bleibt. C.

Inhalt: Unser Graf. (Fortsetzung.) Erzählung von Theodor Pantenius. — Drei Stüd, na, das geht an! Bild von E. Stammel. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. IV. V. — Karl von Piloty. Von Dr. Karl Stieler. Mit Portrait. — Am Familiensitze: Künstlerbildnisse. — Von den Kannibaleninseln der Südsee. — Russische Badesuben. — Wie verschließen wir unsere Fenster?



Gaidmuroblin.



Theuerkauf ger.

Edaf' in Ambs in Rob. lein faju,

Rob. lein auf der Gai. in, was so jung in

was yan sion' lieb so schnell so was zu faju,

fals mit hin - im Fran. in. Rob. lein, Rob. lein

Rob - lein woff, Rob. lein auf der Gai - in.

Aus dem Papierkorb des Daheim.

Abfälle und Einfälle aus der Woche für die Woche.

Guten Morgen, Herr Doktor.

Guten Morgen, Herr Doktor! Mit diesen Worten begrüßte mich mein lästiger Kollege, als er am Morgen nach meiner Ankunft in mein Zimmer trat, und fragte dann nach der Heile und ihrem Verlauf.

Parдон, Herr Doktor, aber ich bin nicht Doktor, erwiderte ich, ehe ich auf die Beantwortung der freundlichen Fragen einging.

Ich so — Parдон, Herr Doktor — d. h. Parдон, Herr Müller.

Ich fragte nun, ob der Herr schon geschäftlich habe, und schellte, als die Frage verneint wurde, nach dem Kellner. Dieser trat mit den Worten: Guten Morgen, Herr Doktor, was befehlen Sie? ein.

Ich ignorierte den „Doktor“ und bestellte Wein und ein Frühstück. Beides wurde gebracht, und wir saßen bei demselben beisammen und besprachen allerlei Geschäftliches. Das Ständchen wäre höchst gemüthlich gewesen, wenn der Herr sich nicht allaugenblicklich mit der Doktor-Ärde vergallopirt und sich dann entschuldigt hätte. Es war, als ob mir ein Haas von Zeit zu Zeit über die bloße Hand gezogen würde. Es that ja nicht im mindesten weh, aber es kitzelte.

Wir brachen nun auf, und ich wurde meinen übrigen Kollegen vorgestellt. Sie hießen mich sehr freundlich willkommen: Seien Sie herzlich begrüßt Herr Doktor, sagte der eine; ich hoffe, Sie werden sich bei uns einleben, Herr Doktor, der andere.

Sie sind sehr freundlich, meine Herren, erwiderte ich und ich danke Ihnen dafür, Sie müssen nicht aber nicht „Herr Doktor“ nennen, ich habe auf diesen Titel keinerlei Anrecht.

Ich Parдон, Entschuldigen Sie.

Eine Verbeugung meinerseits, und die Sache wäre zu Ende gewesen, wenn die Herren sich hätten entschließen können, das Haas wegzuworfen. Das war aber keineswegs der Fall, es zog vielmehr noch manchen Tag über meine Hand, kitzelnd, pridelnd.

Da eine Tante, eine verwitwete alte Dame, seit Jahr und Tag mein Hauswesen führt, so galt es nun, meine schon vorher gemietete Wohnung einzurichten. Ein junger Mann aus dem Geschäft — ich bin in einer großen Bergwerksfirma thätig — begleitete mich zum Reubelhändler und stellte mich demselben als „Dr. Müller“ von der Firma D. R. Mauerbrecher vor. Der Reubelhändler war in Folge dieser Empfehlung überaus zuvorkommend und handhabte das Haas so fleißig, daß ich überlegte, ob ich nicht die Hand wegziehen sollte, und schließlich bemerkte, daß ich den Doktorittel nicht führe.

Diese Erklärung hatte zur Folge, daß der junge Mann, der mich hingeführt hatte, ein verlegenes: „Parдон“ stotterte und sich im Laufe der Verhandlungen, die größte Mühe gab, mich weder direkt anzusprechen noch auch von mir anders als mit „der Herr wünscht u. s. w.“ zu sprechen. Mich einfach „Herr Müller“ zu nennen, war er offenbar ganz außer Stande. Das wäre ihm wie eine Beleidigung erschienen. Der Kaufmann dagegen ignorierte meine Ritzheilung vollständig und fuhr mir mit dem „Herr Doktor“ über den Leib, wie mit einer Bürste, ja er ging sogar, als ich beim Einkauf das erste 1000 Thaler überschrieben hatte, ohne weiteres zum „Herrn Professor“ über.

Selbst, dachte ich, in Paris und London ist es doch in all' den Jahren keinem Menschen anständig gewesen, mich einfach Monsieur oder Mister Müller zu nennen. Was haben die Leute nur?

Die nächsten Tage waren ganz allerlei Einkäufen gewidmet. Da ich mich behaglich einrichtete und daher viel kaufte, so fingen die Leute immer mit dem Doktor an, um dann sofort zum Professor überzugehen. Als ich dann meine Dienstboten engagirte, begann auch ihnen gegenüber sofort ein Kampf gegen den „Herrn Doktor“, und es verdroß mich nicht wenig, als ich bemerkte, daß meine Mädchen offenbar von der Ansicht ausgingen, daß ich mich gegen diesen Titel nur sträubte wie eine Braut und es am Ende doch ungern leben würde, wenn sie ihn fortließen. Ich wusch ihnen also thätig die Köpfe, setzte ihnen ärgerlich auseinander, daß ich auf diesen Titel soviel Anspruch hätte als auf den eines Fürsten von Montenegro, und verbat mir seine Anwendung auf das Strengste.

Die beiden blühten verlegen vor sich hin, zerstückelten ihre Schürzen und gingen dann hinaus.

Gleich darauf klingelte es und ich hörte — die Thür meines Schreibzimmers führt unmittelbar auf den Vorjaal — wie eine rauhe Stimme: „Ich bringe die Gläser für den Herrn Professor Müller“ hineinrief.

Bitte, kommen Sie nur herein, der Herr Doktor Müller wohnt hier! erwiderte meine Köchin.

Wir lief, wie man zu sagen pflegt, die Gasse über. Ich rief, sobald der Ausläufer fort war, die Köchin wieder in mein Zimmer und kam ihr mit einem Donnerwetter über den Hals.

Das Mädchen stand ganz erschreckt da und sah mich mit großen Augen an. Aber Herr Doktor, sagte sie, als ich verstummte, ich kann Sie doch unmöglich „Herr Müller“ nennen?

Aber Himmeldonnerwetter, warum denn nicht, mein Kind? Auguste zuckte mit den Achseln, sah mich mit einem verlegenen Lächeln an und erwiderte: Herr Doktor, wir wollen ja zu Ihnen ganz gern nicht mehr: Herr Doktor sagen, aber zu fremden Leuten, Herr Doktor, müssen wir doch vom Herrn Doktor sprechen.

Ich winkte ihr stumm, das Zimmer zu verlassen. Das Haas war mir ein Paar Mal so kräftig über die Hand gezogen worden, daß es ordentlich weh that.

Als meine Wohnung in Ordnung war, trat meine Tante ein, um sofort mit einem vielkönnigen: „Frau Doktor“ empfangen zu werden. Da mein aersorbener Onkel ebenfalls außerhalb Deutschlands gelebt und ohne den Doktorittel durchs Leben gegangen war, so begann der Kampf mit den Dienstboten aufs neue. Dazu kam, daß meine Tante eine sehr gründliche Dame und zunächst ganz unfähig war, ein „Frau Doktor“ oder „Frau Professor“ still über sich ergehen zu lassen. Sie sagte daher in jedem Laden jedesmal: „aber bitte, nennen Sie mich nicht Frau Doktor; dieser Titel kommt mir nicht zu“ und sie wiederholte diese Bemerkung so regelmäßig und so oft daß die Kaufleute und die Gewerbetreibenden, mit denen sie zu thun hatte, schließlich mit ihr rechnen mußten. In einer einfachen „Frau Fischer“ schwang sich aber kein einziger auf. Die alte Dame kämpfte einen Kampf mit der Indra.

Verbat sie sich das „Frau von Fischer“ so richtete sich eine „Frau Kommerzienrath“ vor ihr auf. War sie diese nieder, so stand allföglich ein „Frau Geheimrath“ vor ihr. Sie war nicht „Frau Geheimrath“, wohlban dann war sie „Frau Hofrath“. Die arme Seele verfrüchte sich durch ihr Sträuben nur immer mehr, bis sie endlich müde und schwach wurde und alles über sich ergehen ließ. Jetzt ist sie beim Bäcker: Frau Bäckerdirektor, beim Materialwaarenhändler: Frau Pastor, beim Handschuhmacher: Frau Sanitätsrath und bei der Milchfrau: Frau Kommissionsrath.

Meine Tante duldet das jetzt, aber es vergeht selten ein Abend, wo sie nicht feuzend die Bemerkung macht: Heute hat mich der und der wieder so und so genannt. Es ist wirklich, als ob es einem Deutschen ganz unmöglich wäre, eine gebildete Frau einfach bei ihrem Namen zu nennen.

Wir hatten unterdessen unsere Antrittsbefuche gemacht, waren überall freundlich aufgenommen und, obgleich unsere Karten diesen Titel natürlich nicht aufwiesen, mit Herrn und Frau Doktor begrüßt worden.

Als wir bei Wirklichen geheimen Finanzraths Bergmann waren, wurden wir auch so angeredet. Parдон, meine gnädige Frau, sagte ich, dieser Titel kommt uns nicht zu.

Ich so, Sie führen diesen Titel nicht? Aber Ihre Frau Tante doch? Nein, er kommt mir ebenfalls nicht zu, erwiderte meine Tante nicht ohne Empfindlichkeit.

Aber Ihre verstorbenen Herr Gemahl war doch Advokat? Ja, aber nicht Doktor. Die Damen führten bei uns überhaupt nicht die Titel ihrer Männer.

Was Sie sagen. Heinrich, die Frau Advokat Fischer sagt eben, daß in ihrer Heimat die Damen nicht mit dem Titel ihrer Männer bezeichnet werden. In diesem Augenblicke trat noch anderweitiger Besuch ein. Herr und Frau Wirklicher geheimer Rechnungsrath Baron und Baronin von Zerisch-witschki-Nißelbergerstein — Frau Advokat Fischer, Herr Dr. Müller, stellte die Hausfrau vor. Es kochte in mir, aber ich hatte es mit einer Dame zu thun und schwieg.

Unter den Familien, an die wir Empfehlungen hatten, befand sich auch die des Obristen von Wollenstein. Gott sei Dank, sagte ich zu meiner Tante, bei denen werden wir doch vor dem „Herr und Frau Doktor“ Ruhe haben. Meine Tante seufzte bekommen: Wer wußte, sagte sie, ich habe alle Hoffnung aufgegeben.

Unter Besuch wurde angenommen, wir wurden aber zunächst von dem Hausherrn empfangen und war richtig mit: „Herr und Frau Doktor.“ Ich machte den Obristen darauf aufmerksam, daß uns dieser Titel nicht zutomme, und er entschuldigte sich verbindlich. Als die Hausfrau eintrat, stellte er uns ihr als: Herr von Müller — Frau von Fischer vor.

Ohne „von“, wenn Sie erlauben, Herr von Wollenstein. Ich Parдон. Das Ehepaar lächelte verbindlich. Sie sind erst später eingetroffen Frau Doktor? bemerkte die Hausfrau zu meiner Tante gewendet.

Ich war durch die Energie, mit der meine gesammte Umgebung das mehrfach erwähnte Haas hin und her zog, schließlich so wund gerieben, daß ich allen Ernstes erwog, ob ich nicht noch promoviren sollte. Aber ich war mittlerweile seit 16 Jahren von der Universität, die Promotion hätte für mich keinerlei praktischen Nutzen gehabt, und es wäre doch schließlich lächerlich gewesen, wenn ich mir den Doktorittel erworben hätte, nur um nicht von hing und Runz fälschlich „Herr Doktor“ genannt zu werden. Ueberdies hätte ich meine arme Tante dadurch doch nicht von ihren Leiden befreit.

Als im vorigen Jahr Professor Rommchen die Doktorfrage anregte und die Behauptung aufstellte, der Doktorittel sei in Deutschland das ehrende Kennzeichen des Gelehrten, wollte ich an ihn schreiben und ihm meine Lebensgeschichte mittheilen. Hätte ich das gethan, so hätte er gewiß revocirt und erklärt, daß der Doktorittel bei uns das Kennzeichen des Gebildeten sei. Ich schrieb aber nicht, weil meine Tante das nicht zuließ. Friedrich Wilhelm, sagte sie und legte die drei Mittelfinger der Rechten auf meinen Arm, schreibe lieber nicht. Wir leben in einem freien Lande, in dem alles an die Desfentlichkeit kommt. Wenn unsere Bekannten gedruckt lesen, daß Du nicht Doktor bist, so hören sie am Ende auf, dich „Herr Doktor“ zu nennen, und wer kann sagen, auf was für einen Titel sie dann verfallen.

Dieser Grund leuchtete mir ein und ich schwieg und das umso mehr, als mein Freund Gustav, der alles so läßlich zu erklären und aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen herzuholen weiß, mir bald darauf beim Thee auseinandersetzte, daß die Neigung unserer Nation, einem jeden bei jeder Gelegenheit einen Titel anzuhängen, einer der Hauptvorzüge derselben sei.

Wie Du weißt, sagte er, rühmt schon Tacitus als einen hervorragenden Zug der teutschen Nation die Treue, die Treue gegen den Herzog, die Treue gegen die Markgrafen, die Treue gegen den Freund, gegen die Frau u. s. w. Da nun der Teutsche in Folge dessen auch gegen sich gerecht ist, so hat er für ihn erwiesene Ehren ein lebhaftes Bewußtsein. Er hält etwas auf sich und gekhallet niemand, daß er ihm etwas von der ihm zukommenden Ehre vorenthalte. Andererseits hält auch er streng darauf, daß er jedem die ihm gebührende Ehre erweise.

Aber Liebster, rief ich, die deutsche Treue kann doch nicht verlangen, daß man jemand, der gar nicht Doktor ist, „Herr Doktor“ nennt? Gewiß nicht, aber das teutsche Gemüth, in seiner Tiefe, fürchtet eben anzustoßen. Der windige Welsche fragt natürlich wenig nach solchen Dingen, er läßt eben weder gegen sich noch gegen andere Treue.

Aber der Engländer? wendete ich ein. Der Engländer? — Der Engländer — Oh — der Engländer hat eben kein Gemüth.

Ich muß gestehen, daß dieses Gespräch für mich etwas unendlich beruhigendes hatte. Seit ich meine Leiden auf die Zeitgenossen des Tacitus zurückführen kann, ist ihre Last eine verhältnismäßig leichte.

In meinem Hause werde ich jetzt glücklich mit Herr Müller angeredet, draussen bin ich geduldig mitunter: „Herr Professor“, manchmal „Herr von Müller“, in der Regel „Herr Doktor“.

Soeben klopft mein Barbier, der mich seit 3 Jahren barbiert, an meine Thüre. Er tritt ein mit den Worten:

„Guten Morgen, Herr Doktor!“
Friedrich Wilhelm Müller.

(In Druck gegeben am 3. November.)

Die Kunde von Moulhtar Paschas großer Niederlage bei Kars bestätigte sich, wenn auch die ersten Siegesnachrichten und das ihnen bald folgende Dubel-Telegramm des „Journal de St. Petersburg“: die Armee Moulhtar Paschas existirt nicht mehr“ die im ersten Augenblick leicht verständlichen Uebertreibungen enthielten.

Nach seinem Rückzug vom Kizil Tepe und dem großen und kleinen Jagni-Dagh nahm der Mulschir eine neue Stellung bei Kars, seinen linken Flügel an die Werke der Festung gelehnt, den rechten jedoch nach wie vor auf dem Madja-Dagh. Dadurch, daß er diesen nicht aufgab, wurde seine Schlachtlinie fast noch ausgedehnter, als sie es schon gewesen, — also eine äußerst schmale Truppenzahl. Schon waren zur Kräftehilfe 14 Bataillone der Garnison von Kars in das Centrum nach Berinsoi vorgezogen worden, wo sie den Kizil-Dagh, einen Kegelsberg ähnlich dem Jagni und Madja-Dagh besetzten und verchanzten.

Was nun ein einzelner entscheidender Schlag bis dahin nicht vermochte, nämlich Moulhtar Paschas Truppen in eine Katastrophe zu verwickeln, scheint die ununterbrochene Reihenfolge von Kämpfen und in Gefechtsbereitschaft eingehaltenen Tage bewirkt zu haben. — Die innere Auflösung begann.

In der Schlacht vom 2., 3., 4. Oktober erlitten die Türken bedeutende Verluste und behaupteten sich nur mit Mühe. Am 9. Oktober folgten die Russen in der Front, während General Lazareff gleichzeitig mit 27 Bataillonen, 40 Geschützen und starker Kavallerie in Bewegung gesetzt wurde, um den gegen das russische Lager hin eigentümlich vorgeschobenen und daher sehr exponirten rechten Flügel der Türken zu umgeben. Moulhtar Pascha unternahm an demselben Tage einen Vorstoß gegen diese Bewegung, ließ sie in der Folge indessen sich ruhig vollziehen. Am 13. verlor er, sich des von ihm geräumten Jagni-Dagh noch einmal zu bemächtigen, ward aber mit Verlust zurückgewiesen. Die resultirenden Gefechte, die Nachmärche, wohl auch Mangel und Entbehrungen jeglicher Art mögen die Zerlegung gefördert haben. Bei allen Armen, denen eine tätige Friedensschule fehlt, und die erst durch das Kriegsbedürfnis zusammengewürfen werden, hat die Kriegsgeschichte einen unerwarteten plötzlichen Zusammenbruch nach braunen Widerstande gezeigt — so z. B. 1870 am 5. December bei der Vorkampagne vor Orleans. Auch hier bei Kars trat ein Gleiches ein. Es fehlte solchen Heeren eben die Aushaltigkeit der inneren Kraft, das feste Gefüge bis auf die kleinsten Truppentheile hinab.

Am 14. Oktober tauchte General Lazareff hinter dem Rücken des türkischen Centrums auf und bemächtigte sich der dort gelegenen Höhen von Delal. Am folgenden Morgen begann in der Front der Angriff. Nach kurzem lebhaftem Kampfe durchbrach der Großfürst Nikolai das türkische Centrum bei Berinsoi; die tauschfähigen Grenadiere erklimmten den Kizil-Dagh und dies entschied. Centrum und linker Flügel wurden aufgerollt. Sie scheinen dabei den Halt verloren und in ziemlich große Eile und Unordnung theils nach Kars, theils auf der Straße gegen den Soghanly-Dagh hin zurückgegangen zu sein. Moulhtar selbst entkam zunächst in die Festung.

Der rechte Flügel auf dem Madja-Dagh behauptete sich, jedoch nur zu seinem eigenen Verderben. Am Abend von der Ueberrnacht doch geworden, sah er sich nun alsbald auf allen Seiten von den Russen bedrängt. Nur 10 von den 32 Bataillonen, welche Moulhtar Pascha dort kommandirte, gelang es sich zu retten, die übrigen, mit im ganzen 7 Paschas, 273 Offiziere und 6-7000 Mann Knecht in Gefangenschaft. 32 Kanonen — ein schwerer Verlust — geriethen in Feindes Hand.

Damit ist der Feldzug in Armenien vorerst zu Russlands Gunsten entschieden. Moulhtar Paschas Armee, die einzige wirkliche Feldarmee der Pforte in Kleinasien, ist für geraume Zeit beseitigt. Die schlimmste Gefahr, die nämlich, daß Moulhtar Pascha von seinem Rückzuge nach Erzerum abgedrängt und seine Vereinigung mit Ismael Pascha verhindert werden könnte, wurde freilich noch glücklich abgewendet. Der erwartete schnelle Vormarsch der siegreichen Armee gegen Erzerum ist noch unterblieben. Diese hat viel mehr ihr Hauptquartier in Teflis, 2 Meilen südwestlich Kars genommen, den im Juni nach Alexandropol gerichteten Belagerungsstark wieder herangezogen und die Besatzung der Werke eingeleitet. Gegen Erzerum hin folgte dem Feinde vorläufig nur General Beyman mit den kaukasischen Grenadiern und einem Theile der Kavallerie. Angeführt hat Moulhtar das Soghanly-Gebirge passirt und hinter denselben in seinen früheren Stellungen bei Jevni die Trümmer seines Heeres geborgen. Am 21. Oktober wies er sogar die reorganisirende russische Kavallerie gegen Willidsi zurück.

Ismael Pascha erhielt am 16. Oktober bei Jagor** die Kunde von der verlorenen Schlacht. Er hatte dort mit seinem 24,000 Mann Infanterie 6000 Reiter und 6 Batterien starken Korps noch immer dem General Terzajassoff gegenüber gestanden, diesem auch am 14. Oktober noch ein Gefecht geliefert, das indess ohne Bedeutung war. Nunmehr brach er noch in der Nacht zum 17. Oktober auf, stieg ins Thal des oberen Gumbat hinab, und trat den Rückmarsch gegen Erzerum über Karakissa, Topraktschah an.

Auf seiner Route war nach der Schlacht General Lazareff, der die Umachung ausgeführt, südwärts abgedrängt und erreichte Kagsman***. Von dort führt ein Bergpfad nach Topraktschah über den 10,000 Fuß hohen Abri-Dagh. So dachte er Ismael Pascha den Weg zu verlegen. Allein jener Pfad mag unpassierbar gewesen sein, da er bis in 9200' ansteigen soll, und nun wohl unter Schnee liegt. Lazareff hat keine weiteren Fortschritte gemacht, und Ismael Pascha findet seine Straße frei.

Möglich ist, daß die neuen heftigen Kaukasus-Aufstände die Russen bewegen haben, nicht so schnell, wie es erwartet wurde, in das Innere Armeniens vorzudringen. Vielleicht war es auch der Wunsch, diesmal mit voller Sicherheit zu handeln. Daß Moulhtar sich durch rechtzeitigen freiwilligen

Rückzug vor der Schlacht seinem Mißgeschick entzogen haben würde, ist das nach jedenfalls gewiß. Die Reorganisation vor der Annahme der hohen Pforte, in welcher heute noch die Heißsporne den Ton angeben, und die Selbstüberschätzung, mögen ihn an der Ausführung eines so weisen Entschlusses gehindert haben. Selbst der pompöse Titel „el Ghazi“, den ihm die Sunn des Sultans zugewendet, war ein Hemmnis, denn dem „Siegreichen“ auf dem Rückzuge zu leben, ist immer ein mißliches Ding.

Die Siege der Türken bei Plewna bieten kein Äquivalent für die Niederlage von Kars. Die Verbündeten können die 30,000 Mann, welche Plewna sie gekostet, wohl ersetzen, die Türken die 12000 von Kars dagegen nicht. Sodann waren die türkischen Erfolge nur negative — glückliche Abwehr.

Uebrigens scheint sich jetzt auch das Schicksal Plewnas erfüllen zu sollen; denn die neuesten Depeschen vom europäischen Kriegsschauplatz lehren, daß der richtige Weg, der besetzten Stadt und der Armee Osman Paschas Herr zu werden, endlich betreten ist. General Gurko hat nämlich mit der Kavallerie und starken Abtheilungen der eben eingetroffenen Garde am 24. Oktober bei Teflis die Verbindungen Osman Paschas mit Orbanie und dem dorthin zurückgekehrten Chefet Pascha unterbrochen. Nach lebhaften, auch für die bindungslos vertheidigten Kampfe vernichtete er das dort stehende türkische Verbundgeschwader total. Die offizielle Meldung sagt, daß der Kommandeur desselben Ahmet Ewli Pascha, sein Chef des Stabes, 300 Soldaten, ferner ein Kavallerieregiment und 4 Geschütze in die Gewalt der Russen fielen. Damit ist der wichtigste Schritt zur völligen Einschließung Osman Paschas gethan. Diese wird sich vollziehen, sobald die von Kalafat im Anmarsch befindliche 1. rumänische Division aus der Nordwestseite der Stadt eingetroffen ist. Daß die gewaltsamen Angriffe nicht zum Ziele führen, haben neuerdings die Rumänen zu ihrem eigenen Schaden abermals gezeigt. Freilich hatten sie sich vorläufig bis auf 40 Meter der zweiten großen Redoute zum Sturm, dem Aufstehn nach durch das Schwelgen des türkischen Feuers getraut. Immer nahmen sie im ersten Anlauf die außerhalb des Werks angelegten Tranchéen. Jenes selbst aber zeigte sich wider Erwarten stark besetzt, und sie wurden mit dem für einen solchen partiellen Versuch außerordentlich hohen Verlust von 160 Offizieren 1002 Mann vollständig abgewiesen. — Der Mangel an Mannschaften wird sich bald stärker beweisen, als die Sturmkolonnen, wenn alle Zufuhr für Plewna abgebrochen ist. Nur ein abermaliger Entschlußversuch könnte dann helfen, aber seit dem Eintreffen der russischen Garde ist für einen solchen nur geringe Aussicht. Chefet Paschas dunt zusammengegestelltes Korps genügt dazu nicht mehr.

Auf Schiffsplätze ist nur konstatirt worden und am Lom haben die Russen ebenso wie ganz Europa bereitwillig auf Suleyman Paschas „große Dfeniue“ gewartet. Da auch sie indessen zum Vorschein noch nicht fertig sind, ist die jetzt durch „Rekognoscirungen“ ausgefüllt worden. Das türkische Hauptquartier ging nach Kadiköy, wo auch der rechte Flügel der Donauarmee, die Divisionen Redits, Juad, Afferi und Sabit-Pascha ihr Lager bezogen. Am 15. unternahm Suleyman einen Vorstoß bei Jovan Giffik, am 22. die russische Armee ebenda und am 25. gingen mehrere Kolonnen derselben auf der ganzen Linie des unteren Lom gegen die türkischen Posten vor. Diese Schanzensysteme, wenn sie nur Rekognoscirungen bedeuten sollten, nicht weniger überflüssig, als es gewöhnlich der Fall ist.

Offiziell wurde aus Konstantinopel schon der fernere Rückzug Suleymans nach Rosgrad gemeldet, doch behauptete sich diese Nachricht bisher nicht. Es sollte damit wohl nur das angeedeutet werden, was man für künftig nöthig hält. Thatsächlich ziehen sich auch über der Donauarmee die Wolkas zusammen. Nicht allein die Garben sind auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, sondern es ist weiterhin noch eine ganz neue Armeetheilung in der Bildung begriffen, die vom Großfürsten Konstantin befehligt werden wird. Sie soll aus der 24., 3., sowie der 2. und 3. Grenadier-Division bestehen und sich zunächst zwischen Odenissa und Kalarach versammeln. Von dort aus wird General Zimmermann aus der Dobrubitsa gegen Bazardagh vor. Von drei Seiten her ist der Anmarsch im Werke und die Abwehr der Russen ungewissheit, die gleichzeitig Suleyman Pascha zu schlagen und auf Schanlia zu werfen, sowie Aulschaut und Silistra einzufließen.

Die Niederlage von Kars, das unglückliche Gefecht von Teflis, das Ersinken der Kämpfe am Lom und im Balkan, die zahlreicheren türkischen Gefangenen und Deserteurs, die den Russen in die Hände gerathen, lassen erkennen, daß die Pforte in der Kraftentwöhlung den Skandinavienpunkt überschritten hat, und daß das Sinken beginnt. Freilich tritt jetzt als ihr einziger Bundesgenosse die schlechte Jahreszeit für sie in die Schranken, aber auch diese muß einmal dem Reithing weichen. Unstreitig kommen die letzten aufgestellten, aus der Russisch bestehenden Truppen den Russen bei weitem nicht mehr gleich. Nachdem die Redits (Landwehren) 1. und 2. Klasse sämmtlich aufgeboden worden sind, hat man neuerdings alle Vorgänge des Mulschis (Landsturm) zu den Waffen gerufen, die ein neues Kontingent von 110,000 Mann liefern sollen, es wohl kaum aber liefern werden. Aus den in den europäischen und benachbarten asiatischen Provinzen noch irgend verfügbaren Truppen wird eine Reservearmee bei Adrianopel zusammengezogen und an der Befestigung dieser zweiten Hauptstadt des Reichs im großen Eile gearbeitet. Für Moulhtar Pascha soll Kleinasien eine frische Armee hergeben. Die Gouverneure von Simas, Diarbekir, Mossul, der Chef des Generalstabes des Korps von Bagdad, haben Befehle erhalten, dem Mulschir soviel als möglich Verstärkungen nach Erzerum zu senden.

Die Aufgabe des Seraskierats ist übrigens fürwahr keine leichte. Nicht weniger, den zehn Armeen oder selbständigen Korps stehen im Felde und sind auf 50, 100, selbst 170 Meilen entfernten Kriegstheatern zu versorgen sollte auch der Umschlag jetzt eintreten, so ist doch zu bewundern, daß das geleistet werden konnte, was schon geleistet worden ist. Sultan Abdul Aziz Regierung tritt dadurch in militärischer Hinsicht als eine der bedeutendsten aus der ganzen neuen Geschichte der Türken in den Vordergrund. Der unglückliche Monarch hat es freilich selbst nicht mehr erlebt, ebensovwenig Hussein Voni, sein Kriegsgemahler.

Jrh. v. d. Goltz.

*) Siehe Kriegskarte von Daberm. Jevni liegt südlich Ostl. in der Höhe von Gersikow. Kars, wo die Quelle des Flusses von Kars entspringt, erblickt sich der Soghanly-Dagh, eine in der Form einer Mandel, die das Gefilde nach Osten wehrt, gleichend und von Nord gegen Süd gehenden, 8-9000' hohen, Bergkette. Jevni liegt südlich, in dem besten Stande des Soghanly-Dagh liegt Willidsi. Der Soghanly-Dagh trennt die Ebene von Kars vom Thal des Araxes, in welchem Erzerum liegt und hat daher schon 1828 und 1829 eine Rolle gespielt.

) Ober Jagor *) Südlich von Kars.

*) Ze führt den Namen Osman.

Aus dem neuen Daheimkalender.



Einundzwanzig Bogen von 556 Seiten mit 150 Holzschnitten und Farbendruck, 2 Eisenbahn-Karten und **1/2 Mark** fertig gebunden: — das ist es, was der neue Jahrgang für 78 seinen Lesern bietet.

Der Daheimkalender

bemüht sich, dem Ideal eines Kalenders nahe zu kommen. Was man in vielen Büchern zerstreut suchen muß, soll man in ihm zusammen haben; er soll ein gemeinsames Hausbuch sein voll edler Unterhaltung, guten Humors, mit nützlicher Belehrung und Bescheid auf die tausend praktischen Fragen des täglichen Lebens das Jahr über.

Die Verlagshandlung.



Weltumschau: Volksanzug.



Weltumschau: Cholera.

Weltumschau: Wahlleben.



Sozialdemokrat: Ständerbesitz, Unstretter, dramatischer Horn eines Balles, trübender der Verdringung, Todesstundt u. Verzweiflung....



Ungleiche Spielkameraden



Ein vierblättriges Kleeblatt.



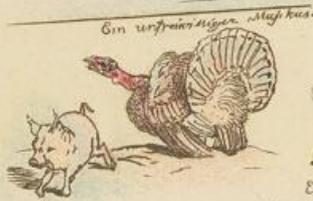
Heraus da!



Weltumschau: Antonelli's Tochter, Gräfin Laura Comberini.



Weltumschau: Neuland.



Ein unfruchtbarer Mayhahn.



Ein unproduktiver Lammgeiz.

Bunte Gesellschaft.



W. G. 11.



Kinderkopfen



Weltumschau: Der Markt in Leipzig. Deforation des Augustusplatzes.



von Natuel.